

Zunächst war es nur ein Schatten. Winzig im Vergleich zum grauen Häuserblock mit dem Ebay-Zeichen, das stoisch über einen halbleeren Parkplatz wachte.

Er war der einzige im überfüllten Bushäuschen, der wirklich beobachtete, wie besagter Schemen sich von einem Karo, nicht größer als ein Kästchen auf Rechenpapier, zu einer länglichen blauen Box entwickelte, deren gläserne Front unermüdlich von zwei Scheibenwischern gereinigt wurde.

Hinter dem wegspritzenden Wasser war im Halbdunkel des frühen Nachmittags ein dicklicher, weiß- blau bekleideter Mann auszumachen. Doppelkinn, starke, haarige Arme, die mit den kräftigen Bewegungen eines Lastwagenfahrers den Bus durch die kleine Schikane vor der Haltestelle schwanken ließen.

Jetzt erwachten die Wartenden, formten eine eher deutsche als englische Schlange an den sich öffnenden Türen. Fahrkarten und Geldscheine gezückt, entweder den Kopf gesenkt oder herausfordernd den mechanisch nickenden Dicken hinterm Steuerrad mit der Karte bedrohend füllten sie den Bus mit durchweichten Taschen und Mänteln. Gähnen hier und da, ein paar dunkel umrandete Augen starrten durch ihr Spiegelbild nach draussen, um noch einen letzten Blick auf das verschwundene Ebay-Schild zu erhaschen.

Bright konnte nicht genau sagen, wieso er das Gebäude so liebte. Es war eigentlich ziemlich hässlich. Blockbeton kombiniert mit Glasfassaden. Die wurden aber meistens durch heruntergelassene Rollos oder Sonnenschutzvorrichtungen verdeckt. Der Erbauer wollte, so war zu vermuten, mit den von überall einsichtigen Büros eine Art von geschäftiger Offenheit kreieren, wie sie modern war, der Mensch als staunender Betrachter des Menschen bei der Arbeit bei Ebay sozusagen. Nur hatten die vorwiegend ostdeutschen Mitarbeiter der Firma offensichtlich keine Lust, sich dieser exhibitionistischen Philosophie anzupassen.

Deswegen Beton, Glas und Rollos. Gekrönt von einem Ebay- Zeichen, dessen Buchstaben in einem merkwürdig chaotischen Zusammenhang, sowohl farblich als auch in Betrachtung auf die nicht vorhandene Linie im Schriftbild, über dem von einem Bauzaun durchzogenen Parkplatz hingen. 1989 leise „Pling“ pro Minute abgebend, wenn Regentropfen auf die lackierten Oberflächen trafen.

Das alles verschwand jetzt hinter den duchnässten Fahnen der Sponsoren für diesen Park der Wunder, der in unbestimmter Zeit, mit Ebay in seinem florierenden Zentrum, die neue Ader des Fortschritts an der A115 werden sollte, pulsierend vor Cash Flow und Investoren. Die einzigen Unternehmen, die den nach anfänglichem Enthusiasmus erfolgten Aderlass überlebt hatten, waren ein Motel, ein Hersteller von Reitartikeln und eben EBay. Der Bus verließ nun den Park, links ein drei Buslängen hohes Schild „Ihr NEUES BÜRO! RUFEN SIE AN!“ und trug Bright außer Sichtweite seines geliebten Gebäudes.

Während das blaue Gefährt davontuckerte, hatte Echnaton einige Probleme, nicht den Kopf zu verlieren. Das war in sofern schwierig, als Echnaton eine ausgesetzte Zimmerpflanze war, der der Regen überhaupt nicht gut bekam.

„Schau mal, der Städter.“ die beiden Disteln, die sich unter den Farn in der Mitte des Kreisverkehrs gequetscht hatten, schielten hämisch zu dem verzweifelt hin- und her wankenden Echnaton hinüber, der sich nicht schnell genug bewegen konnte, um den schweren Regentropfen auszuweichen, die mit jedem klatschenden Schlag die Stabiliät seiner Blütenblätter gefährdeten.

„Bauerntölpel...“ stieß er zwischen hochmütig zusammengepressten Blütenstempeln hervor, die Disteln, anstatt zurückhaltender zu tuscheln, wurden indes noch lauter und hämischer.

„Drei Sekunden in der Wildnis, und schon fängts an zu zittern..“  
„He, warum nennt man die eigentlich ‚Herscherrasse‘? Der kann ja nicht mal auf seinen eigenen Wurzeln stehen, ohne wie begossen zu schwanken.“

„Hochwohlgeboren! Hier, sehen Sie her, Hochwohlgeboren! Oh, Hochwohlgeboren ist nass geworden. Warum keuchen Hochwohlgeboren denn so?“

Zimmerpflanzen als robust zu bezeichnen, wäre Schwachsinn gewesen, und das wusste Echnaton auch, nichtsdestotrotz hatte er nicht so bald mit dem nun rapide nahenden Ende gerechnet, als er sich kurze Zeit früher durch unglückliches Lösen eines Befestigungsseiles von der Ladefläche eines Gartenbedarfsfahrzeuges gleiten sehen musste.

Die Realität der Wildnis war grausam und nass. Jeder Treffer verursachte ihm Kopfschmerzen und so hart er auch seine Blüten-

und sonstigen Blätter beisammen zu halten versuchte, er spürte doch, wie die alte Wunde auf sechs Uhr, die ihm ein vorwitziger Jungfrosch in den frühen Tagen seiner blühenden Jugend gerissen hatte, sich wieder zu melden begann.

Das erwähnte Tier, ein grünes, hässliches, tierisches Etwas, war der zweitstolzeste Besitz von Echnatons damaliger Sponsorin gewesen, einem rothaarigen Wesen namens Maria Hölderin Idefix Spankreuz, die aber von allen anderen mehr als oft in ihrer Wohnung verkehrenden Wesen nur tiefstimmig „Mary“ genannt wurde. Der Frosch war eine heißgeliebte Masche Marias, die, wollte sie einem bestimmten Exemplar der tiefgestimmten Wesenheiten zu verstehen geben, dass es Zeit sei, die Wohnung zu verlassen, das Tier aus seinem mit grünen Pappblumen staffierten Terrarium gehoben hatte. Echnaton hatte die ersten zwei Wochen nach Anschaffung des hüpfenden Türstehers sogar so etwas wie Erleichterung verspürt.

Die ständig die Wohnung frequentierenden frequenzarmen Schallwellen schadeten auf unerklärliche Weise seinem Selbstbewusstsein. So wandelte sich seine Erleichterung sehr bald in Zuneigung, ein unevolutionärer und für eine Zimmerpflanze lebensgefährlicher Charakterzug, wie er feststellen musste. Kurt K. nämlich, von Frau Spankreuz so getauft, um auf verschlungenen Wegen einen Witz über Männer und im gleichen Zug eine Aussage zugunsten der Frauenbewegung zu fabrizieren, hatte eines Nachts, nachdem der in Frage kommende Geliebte mit verzogenem Gesicht und unter einigen halblaut hervorgestoßenen Flüchen das Zimmer verlassen, Maria und Zigarette Richtung Balkon weitergezogen und Echnaton erneut die Renitenz des Frosches mit neugierig ausgebreiteten Blütenblättern bewundert hatte, mit einem schrecklichen Laut Anlauf und dann das Sechs Uhr- Blatt der stolzen Zimmerpflanze im Sprung genommen.

Terror. Ein sengender Schmerz, das Spritzen von Chlorophyll, das triumphierende Quaken des Frosches, untermalt vom hungrigen Surren einer Bosch KaltKriegs Waschmaschine, Schwäche, Hass, unerwiderte Liebe, all das waren Gefühle, die in diesem Moment auf Echnaton einstürzten und ihn perplex, bis zu einem gewissen Grade handlungsunfähig zusehen ließen, wie sich das sechs Uhr- Blatt, das schönste und am grünsten ansprechendste Blatt

überhaupt an seinem gereckten Stamm, mit einem klagenden Reißen von seinem Besitzer löste und... Klitsch... mit einem Laut, der an cinematischer Effektivität nicht zu überbieten war, langsam und im Sterben begriffen auf die blankpolierte Oberfläche des IKEA- Schreibtisches senkte.

An die Sekunden danach erinnerte er sich nicht mehr. Kurt K. hatte wohl, kurz nach der Tat mit der Einsicht konfrontiert, dass es Grenzen gibt, die man besser nicht überschreitet, verlegen quakend den Rückzug ins Terrarium angetreten. Man könnte sich Maria vorstellen, wie sie, das Gesicht klagend zum durch die halbgeschlossene Jalousie blitzenden Himmel gerichtet, ihren liebsten Echnaton an die Brust gepresst trauerte.

Man könnte spekulieren, dass der merkwürdige Todesfall des Frosches dreizehn Tage später auf die röchelnden Worte des Verwundeten zurückzuführen waren, der dem Tier, sein pflanzliches Unterbewusstsein urälteste Formeln beschwörend, während er selbst zweifellos ohnmächtig gewesen war, die übelsten Verwünschungen in völlig fremder Sprache entgegenschleuderte, um dann würde- und bewusstlos vom Tisch zu kippen.

Jedenfalls folgten auf den Tod des Frosches und das Nachwachsen des SechsUhr- Blattes eine Zeit der Verhätschelung. Dünger noch und nöcher. Es verging kein Tag, an dem Maria nicht mit dem Staubwedel vor dem Schreibtisch erschienen wäre, um ihren Echnaton von den lästigen Krümeln zu befreien. Er wurde erwachsen, und damit alt, fett und untrainiert. Vielleicht hätte er den Start in sein Pflanzenleben als Omen sehen müssen, dass, obwohl er selbst von Geburt Zimmerpflanze war, sein Schicksalspfad irgendwann noch einiges für ihn bereithalten würde. Oh ja, er hätte mehr trainieren sollen, fluchte er bei sich, als erneut ein besonders großer Tropfen genau auf die Rissstelle des SechsUhrBlattes traf. Er fühlte bereits, wie die in langen Jahren der Regeneration sorgfältig gewebten Pflanzenstränge nachgaben. Nicht mehr lange. Er brauchte einen Unterschlupf.

Bright betrachtete neugierig einen kleinen weißen Hügel, der sich auf der Innenseite seines Daumens gebildet hatte. Wenn sein Daumen kleine weiße Hügel bildete, bedeutete das normalerweise,

dass ein Geist, wahrscheinlich seine Mutter, zurückgekommen war und schon am Eingang des großen Hauses auf ihn warten würde. Er überlegte ein bisschen, durch die Scheibe auf zwei ertappt dastehende Menschen in dicken Anoraks starrend, die soeben aus einem neben der Straße am Eingang eines düsteren Waldweges geparkten Nissan, schmutziggrau, abgefahrene Reifen, gestiegen waren. Sie hatten ein dickes Bündel dabei, das sie vor den Blicken der Busfahrer durch unbeholfene Körperdeckung zu verbergen suchten.

Waren noch genügend Kekse vorhanden? Was er am Besuch seiner Mutter nicht leiden konnte, war der Umstand, dass er die schon lange besiegt geglaubten Stoffservietten aus der untersten Schublade links neben dem Fernseher hervorkramen musste. Stoffservietten waren ihm ein Greuel. Der Gedanke, dass eine zufällig vorüberschwebende Person ihren Astralmund an der frisch gestärkten Materie abgewischt haben, er sozusagen auf die hygienische Reichweite eines Zungenkusses mit jegwedem merkwürdigem Getier aus den verschiedensten Globulen stehen könnte, verursachte ihm regelmäßig ein unangenehmes Kribbeln kurz hinter dem Zahndamm.

Zu allem Überfluss pflegten Geister, besonders die familiären, zu sabbern. Eigentlich konnte es ihnen keiner verübeln, überlegte Bright, den etwas zu hohen Abstand von der Bustür zur weichen Erde mit einem viel zu beherzten Sprung nehmend. Es war sicher schwierig, sich aus dem Jenseits, oder von wo immer die mannigfaltigen Personen kommen mochten, die in regelmäßigen Abständen sein Haus heimsuchten, in das was er „Realität“ nannte zu transferieren, und dabei noch eine einigermaßen menschliche Form zu behalten. Diesbezüglich gab es nur erstaunlich wenig Ausrutscher. Manchmal verwandelte sich sein Bruder in eine Amöbe, wenn er sich zu sehr über irgendetwas im Fernsehen aufregte, sollte die Erregung zu lange andauern, konnte es auch schon mal sein, dass er den Kontakt verlor und nach einem heulenden Abgang auf dem grünen Sofa nur ein stinkender Ektoplasmafleck zurückblieb, oder langsam über den Bezug in eine Dielenritze tropfende Glibbermasse.

Für Fälle wie diesen bewahrte Bright deswegen seit einiger Zeit einen StretaMAX Handstaubsauger auf, wie er in einem Buch über

intertranssphäriale Begegnungen gelesen hatte, konnten Geister dieser auch in Film und Fernsehen erprobten Einsperrmethode nur selten widerstehen. Es war immerhin besser, den Geist seines Bruders bei Anzeichen überproportionaler Erregung einzusaugen und das Ektoplasma im Staubsaugerbeutel denn auf dem Sofakissenbezug liegen zu haben.

Den Staubsauger würde er heute nicht brauchen. Sein Bruder befand sich soviel er wusste zur Zeit auf einer Reise ins Frankreich des 17. Jahrhunderts, ob zu Bildungs- oder Vergnügungszwecken war Bright entfallen, nichtsdestotrotz erleichterte ihn der Gedanke, für einige Zeit ohne das Klagen seines nächsten Verwandten auskommen zu können.

Das Haus war sehr groß, hellgelb gestrichen, mit einem riesigen roten Ziegeldach.

Es wirkte wie der Traum vom Reihenhauses, den ein vorwitziger Schöpfer auf Villengröße aufgeblasen hatte.

Die Häuser drumherum, getrennt durch quadratmeterbepflasterte Gärten mit uneinnehmbaren Heckenmauern und turmhohen Bäumen, die sich mahndend in die benachbarten Fenster schoben, nahmen sich im Gegensatz zu Brights Haus ziemlich mickrig aus. Es schien fast, als wollten sie sich unter der Präsenz der, je nach Wetterlage, im Sonnenschein militärisch blitzenden und im Gegenlicht durch einen Wolkenbruch hoheitsvoll schimmernden Dachziegel wegducken, kleiner machen, bloß nicht auffallen neben einem derartig die Sinne verwirrenden Bauwerk.

Wenn Bright manchmal in seinem Arbeitszimmer unter dem Dachgiebel aus dem Fenster sah, kam es ihm vor, als müsste sein Haus nur einen bestimmten Befehl ausstoßen, wie auch immer ein hellgelb gestrichenes Haus mit roten Dachziegeln das hinbekäme, und die umliegenden Bauten würden wie angestochen aus ihren Pappeln und BuschkrautHeidepflanzen- Verstecken gesprungen kommen, um unter dem Befehl des Hauses die Welt zu unterjochen. Sogar die Straßenlaternen, in dieser Gegend hoch gebaut, unerreichbar für jeden randalieren 15jährigen reicher Eltern, wirkten wie jämmerlich geknickte Streichhölzer in der Präsenz des Hauses, nachts beleuchteten sie die Welt der Lebenden und ließen die oberen Fenster im olympischen Dunkel.

Der Briefkasten neben der Einfahrt war ein importiertes

Sammlerstück aus den USA, vom langen Gebrauch und mangelnder Ölung gezeichnet, und so quietschte er auch jetzt wieder hohl und klagend, als Bright sich anschickte, Briefe, Zeitung und Reklame aus seinen Tiefen zu holen.

Der Weg vom Briefkasten zum Mülleimer war routiniert, hier verließen ihn der „Blickpunkt“, ein „geizig- geiles Angebot zu Halloween“, der Flyer für das Chinarestaurant am Marxplatz und suchten ihren Platz in der Papiertonne. Was vom Stapel übrigblieb, namentlich einen Brief der Lufthansa an seinen verstorbenen Vater, zwei Wahlberechtigungsscheine für irgendeinen Kommunaltag und ein Wissenschaftsmagazin, ebenfalls an die Adresse seines Vaters, trug Bright nach kurzem Verhandeln mit der kauzigen Haustüre ins Wohnzimmer.

Er hatte sich geirrt. Statt der erwarteten Shillouette seiner Mutter nahm ein rhythmisch oszillierender Schatten das Sofa ein. Er hielt eine Flamenco- Gitarre in den qualmenden Händen und bearbeitete diese mit größter Sorgfalt. Bright hielt einen Moment inne, der professionelle Klangteppich, der ihm über den gewachsenen Fußboden an der silbernen Stehlampe vorbei direkt in die Ohren schwebte, überraschte ihn. Sein Vater war um einiges besser geworden, seitdem er den Löffel abgegeben hatte. Die Töne, manche von ihnen schwebten als geisterhafte Notenzeichen hinter den Ohren des Gebildes auf seiner Couch, waren perfekt aufeinander abgestimmt, an den richtigen Stellen laut, dann wieder leise, der Klang des Liedes war bekannt und doch auf dem wichtigen Improvisationsanspruch völlig fremd, Bright spürte, wie ihm ein wohliges Kribbeln den Nacken hinunterlief. Ein lautes „Hallo.“ unterbrach die Gänsehautatmosphäre, sein Vater sah auf und verzog das wabernde Gesicht zu einem Lächeln.

„Ah.. Mein Junge. Wie läuft's?“

Das ihm entgegenstrahlende Grinsen war echt.

„Gut, wirklich. Sag mal, du kannst ja auf einmal Gitarre spielen. Nicht schlecht.“

„Alles selbst beigebracht. Du weißt ja, Autodidakt bis in den Tod...“ hier ließ der Mund hinter der Gitarre ein krächzendes Lachen hören. „Was hast du denn da für mich? Hm.. ahja..“ nach kurzem Kramen und Fummeln in den Eingeweiden der Briefe: „Hier hast du ein paar Flugmeilen. Die brauch' ich nicht mehr. Die

Zeitung behalt' ich aber, außer natürlich.." prüfend überflog der die bunten Schlagzeilen des New Scientist „du möchtest sie dir ausleihen? Hier steht was drin über den Aufbau des menschlichen Gedächtnisses.“

Bright winkte ab, murmelnd und mit den Händen wedelnd, dann lächelte er seinen Vater erneut freundlich an, auch wenn er es nicht zugegeben hätte, freute es ihn doch, heute Besuch aus seiner Familie zu Hause zu haben. Es hätte ja auch eine von Ho Tschis Seelen sein können, die in letzter Zeit viel zu oft in seinem Wohnzimmer auftauchten und um Hamburger bettelten. Das wäre heute zuviel gewesen, sein Vater hingegen war zwar leicht verschrullt, aber in allen anderen Belangen ähnlich gestrickt wie er selber, deshalb war es auch nie besonders schwer, einen für beide interessanten Punkt zum Unterhalten zu finden.

Unterhaltung, Small Talk, all das waren für ihn als aufgeklärten und Idealen nachhängenden Menschen... Sprach man es aus, wäre wohl „Träumer“ gerechtfertigter, dachte er bei sich, während er mit geübten Griffen zwei Tassen Earl Grey für den Geist und sich selbst aufbrühte. Träumer und doch, verglichen mit der Gesellschaft in seinem Haus, das einzig Reale, ein Wortspiel, was ihn in müßigen Stunden immer wieder belustigte.

„Hier. Tee.“

„Na hoffentlich hast du den Beutel nicht zu lange dringelassen, hmmm?“ die Nase, vor den heißen Schwaden des Tees unnatürlich zurückzuckend, beugte sich über die Tasse. Nach zufriedenstellender Überprüfung des Getränks richteten sich die nie alternden Augen über den Rand auf Bright.

„Wie kommst du zurecht in der Uni? Schon Freunde gefunden?“ Er liebte das Lächeln, welches sich in solchen Momenten auf den Lippen seines Vaters einstellte. Es war eine Art Entschuldigung, so dumme Fragen stellen zu müssen, gepaart mit einem freundlichen „Hey, ich versteh dich“-Anstrich und leichter Verstimmung über Magenschmerzen. Wenn jeder Mensch auf der Welt so ein Lächeln hätte, sein Bauch kribbelte wohlig, vom Lächeln und vom Tee, während er daran ging, seinem geisterhaften Vorfahr in Einzelheiten zu erörtern, wie sich der Uni-Alltag gestaltete.



Die Finger sind kaum sichtbar, nur Schlieren lassen ihre Konturen über den klein geschnittenen Tasten des Laptops erahnen. Die Person, der sie gehören, bin ich. Bleich bin ich geworden. Mein Pullover, ein sogenanntes Sweatshirt, ist einer von denen, die man auf der Straße nicht anziehen kann, weil DKNY draufsteht. Draufstand. Was bleibt, sind die schlaghosenartig geschnittenen Ärmel, die wie die Enden einer Robe über meine Blutgefäße fallen. Die Naht ist aufgerissen, ich kann mich nicht genau erinnern, ob es wirklich ein Prollpullover für Möchtegernraver ist, in den ich mich kleide. Eine Robe? War ich nicht auch Kultist? Indianer in einem grasigen Hochland? Magier! Drache, Teufel, Zwerg. Düster kann ich mich an die Wüste erinnern, in der ich als Staubkorn lag. Nicht immer hatte ich Trompetenärmel, die sich mit dem Schweiß der tippenden Hände befeuchten, um die Handgelenke winden, an den Rändern weiße Flecke ansetzen. Über alle diese Gestalten hinweg gab, gibt und wird es immer mich geben, und ich hänge nicht an dem Laptop. Auch nicht in den schlierenartig schimmernden bleichen Händen. Nicht im Wind, der meine Rinde am Fuß des Harzgebirges streichelt. Das Rauschen der Wellen unterm Bug des Piratenschiffs, verzweifelt versuchend, der Riesenschlange auszuweichen, bin ich auch nicht. Ein Klirren, eine Handgranate, die durch ein buntes Fenster in die Kommunionmesse des kleinen Lukas fällt, das Kreischen, der Knall... Ich bin nicht da und doch muss ich sein, sonst gäbe es das alles nicht.

Ich kann versuchen, mich zu beschreiben, doch kann ich nicht in nur einer dieser Situationen gefunden werden, müsste also in allem irgendwie ein bisschen stecken, was soll das heißen, verschiedene Strömungen mischen sich zu einem Fluss, wenn man nur genug Zeug in den Topf schmeißt, kommt ein Gericht heraus, das Problem ist die Würze, das Plagiat?, alles das, was einen guten Koch ausmacht. Ich bin kein guter Koch, sonst wüsste ich ja, in welcher der Gestalten mein Ich zu finden ist, im Moment glotze ich nur auf meine durchsichtigen Hände, die einen Atemzug später zu zwei rauhen, gewaltstrotzenden Greifern werden. Ich spüre die schwächtigen Schultern, die sie wütend schütteln.

Rote, rasende Wut durchfuhr ihn. Das Gesicht des anderen wurde

zur Fratze, seine Konturen verschwammen, eigentlich war er nur noch Schultern, zwei hagere Winzlingsschultern, in die man herrlich seine Hände graben konnte. Knochen knackten unter seinem Griff und die Welt war wie durch den Deckel eines Dampfkochtopfes abgeschirmt.

Kraft floss in seinen Adern, das Herz pumpte mehr, mehr, mehr Wut, drücken, töten, niederzwingen, befriedigt beobachtete er, wie die Gestalt unter seinem Griff zu Boden ging.

Mit einem Ruck meldete sich die Welt zurück. Töne in seinem Ohr, laut, die Ohren tun weh, blaues Blitzen aus dem Augenwinkel, von rechts, durch die zerbrochenen Scheiben lautes Quietschen. Vor seinen Füßen wand sich jemand, Verräter, du Sau, die Wut war wieder da, kontrollierter, er löste seine Finger aus den Gräben, die sie in die blutenden Schultern gefressen hatten und trat zu. Eisenbeschlagene Stiefelspitzen bohrten sich zwischen entsetzt aufgerissene Augen, der Ton tat gut, er fühlte, wie das Rauschen in seinen Ohren befriedigt nachließ, nur um der Erkenntnis Platz zu machen, dass die Bullen einen Scheinwerfer auf ihn gerichtet hatten.

Helles, blendendes Licht, Orientierungsprobleme, er stieß sich ab und sprang in irgendeine Richtung, seine Schulter schmerzte, wahrscheinlich das Glas, nach sekundenlangem Schlittern stieß sein Körper hart an Holz. Kleine Dinger fielen wie ein bunter Regen auf ihn herunter, verdutzt bemerkte er, dass er ihn einem Haufen Smartiepackungen lag, einige von seiner Körpermasse zerquetscht, kurz hielt er schwer atmend inne, das Regal bot Deckung vor dem suchenden Polizeischeinwerfer.

„Hör auf mit dem Schwachsinn.“ Obermeister Jahnoffs Stimme, gutbürgerlich, wahrscheinlich hatten sie ihn vom Gansessen weggeholt, die Vorstellung von den Segelohren des Polizisten, in versehentlich hängengebliebenes Lametta gehüllt, schickte ein kurzes Grinsen auf sein Gesicht.

„Heinrich. Wir wissen, dass du da drin bist. Komm raus.“

Scheiße. Sie wollten es wissen? Kein Problem. Er öffnete eine Smartiespackung und schob sich eine Handvoll Schokolade in den Mund, dann robbte er, flach hinter dem mit Chio Chips gefüllten Tankstellenregal, vorwärts. Ein Knirschen hinter dem Regal ließ ihn innehalten, anscheinend war Beckmann noch bei Bewusstsein,

für eine Sekunde verwünschte er sich, nicht fester zugetreten zu haben.

„Becks, geht's gut?“ stieß er hasserfüllt zwischen smartiesbeschmierten Zähnen hervor, dabei rappelte er sich in geduckte Position auf, die Stiefel drückten wie wahnsinnig. „... Mann...“ unverständliches Gebrabbel wie das Stottern eines der Mongoloiden vom Marktplatz, kurz spürte er die Wut wiederkehren, konnte sich aber beherrschen.

„Wir sprechen uns noch Beck. Ich bring dich um. Ich werd deine Freundin vergewaltigen. Ich werd dein Haustier pfählen. Ich werd deine Mutter anzünden. Du hässliches kleines Arschloch. Wir sprechen uns noch..“

Er rannte los, fünf Meter, Gebrüll, schnell jetzt, die Schuhe donnerten, die Bullen brüllten, dann schwang die eiserne Tür hinter der Theke quietschend und er rannte durch einen dunklen Gang, im Kopf behalten, die nächste Rechts, fast fiel er die knarrenden Stiegen herunter, ein Keller, Licht an, schwer atmend hielt er kurz inne.

Sein Wagen stand noch immer da. Beruhigendes Glühen der Armaturenleuchten streichelte seine Augen, als er schwitzend in den Fahrersitz rutschte, der Zündschlüssel drehte sich wie Butter, lautes Fluchen durch das halboffene Wagenfenster, sie waren schon an der Treppe. Der Wagen sprang an, grelle Scheinwerfer berührten die vom Licht schummrig erhellte Bretterwand am Ende der Garage, sein Fuß bohrte sich auf Grund, im Rückspiegel sah er die Tür schwingen, mit einem Krachen ging die Welt unter. Bretter flogen an ihm vorbei, durch die Scheibe, ich bin tot, ich lebe noch, ich bin tot, scheiße, Beckman, ich bring dich um, sein Kopf ein emotionaler Strudel, aus dem plötzlich der Himmel auftauchte, dem das Auto, über eine Bodenwelle fliegend, entgegensegelte, um dann krachend auf Asphalt zu prallen.

Er würde es nicht schaffen, die Lenkung war zu lange nicht überprüft, mit wiederentdecktem Entsetzen beobachtete er die unaufhaltsam nahende Hauswand, dann doch, wie durch ein Wunder, schlitterten die Reifen dran vorbei, er gab Gas. Das Röhren des Motors kappte ein bestimmtes Tau in seiner Brust, na endlich, ein Grinsen zog seine Lippen breit über das keuchende Gesicht, im

Rückspiegel verblasste das Blaulicht.

Sein Jubelschrei hallte den verschreckten Anwohnern in den Ohren, vermischt mit dem Krachen, welches ein von rechts kommender Benzinlaster verursachte, dessen Impulsgeschwindigkeit genügte, um Heinrichs Auto kopfüber durch das Schaufenster eines Second-Hand- Ladens für Frauen mit Doppel- D- Größe zu befördern. Etwas Reifengequietsche, als der perplexerschreckte Lastwagenführer seinerseits den Fuß auf ein Pedal herunterrasen ließ. Dann Stille.

Eine unsichtbare Hand drückte den Rückspul- Knopf. Knirschend gehorchte das Tonbandgerät, auf dem Monitor, flimmernd, das Scart-Kabel war schon uralte, drehte sich das Auto in einer ansehnlichen Pirouette rückwärts, um dann zwei Meter über dem Boden zu verharren. Der schwierige Finger, der sich nun ins Bild schob, deutete auf das Nummernschild.

„Siehste. Geht doch.“

Die zugehörige Faust fuhr zum hustenden Mund, als Christian El Hamid, gebürtiger Iraner und seines Zeichens Spurensicherungsexperte, mit seinem beachtlichen Hintern den Drehstuhl dazu zwang, das Zimmer zu durchqueren. Geübt wurde die holprige Fahrt am Wandtelefon des Reviers gestoppt, die oft eingegebene Durchwahl getippt und, wie immer, quälend lange gewartet, bis sich nach dem Tuten eine verschlafene Stimme meldete.

„Ich hab' was. Man kann das Nummernschild sehen. Ja. Ich lass' das überprüfen und meld' mich wieder bei dir. Mach schon mal'n Kaffee, ich komm am Besten gleich rüber. Okay. Bis gleich.“

Nach kurzem Blick auf die Uhr, 01:20 AM, wurde durch Tastenkombinieren ein Bildschirmfoto erstellt, ausgedruckt, gefaxt, weitere Telefonanrufe durchgeführt. Genau 10 Minuten später hatte er das Ergebnis zusammengefaltet in der Gesäßtasche seiner Jeans, als er leise vor sich hinpfeifend, die Lederjacke über die Schultern geworfen, das Büro verließ.

Genau 13 Minuten und 20 Sekunden später, auf dem Weg von der großen, beleuchteten Drehtür, mit dem davor positionierten, freundlichen grüßenden Nachtwächter, zu seinem in einer Seitenstraße geparkten Opel, wurde Herr Hamid Zeuge eines sehr

merkwürdigen Zwischenfalls.

Um nur ansatzweise zu verstehen, was Christian sah, als seine Füße den Dienst versagten und er mitten auf einer Kreuzung stehenblieb, dicke Schneeflocken einatmend, die ihren Weg von einem düster mit Wolken behangenen Himmel zur Erde mit einer nur Schneeflocken innewohnenden Gelassenheit fanden, brauchen wir einen Überlichtgeschwindigkeitsmotor. Dieses Gerät wäre einem herkömmlichen Motor wohl so unähnlich, dass man bis zu seiner Entstehung, die auf der Erde noch einige Zeit auf sich warten lassen dürfte, ein neues und besser passendes Wort gefunden hätte. Lichtmaschine. Reisehelfer. Sollte wider Erwartung besagte Entdeckung innerhalb der nächsten fünfzig Jahre getätigt werden, würde der Name natürlich angelsächsischer ausfallen. Von Powermaschine zu Distant Stars Turbo Traveling Unit (DSTTU) oder vielleicht Enhanced Intelligence Races Visiting System (EIRVS) sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt, aber da wir in Deutschland schreiben und lesen, jedenfalls mindestens ein Drittel unserer Zeit, auch wenn fast alles Raumbezogene aus der Feder eines der frühen Geniesse der amerikanischen Szene geklaut ist, benützen wir das frisch geschaffene und für den Zweck mehr als ausreichende BÜMM (Breitestmögliche Überlichtgeschwindigkeits Makro Maschine).

Setzen wir uns also, nach Genuss eines frisch geschmierten Heidelbeer-marmeladenbrottes und in einem in mit schwarzen Kuhflecken bedruckten Milchglas aus Brights Küche gereicher Milch in den neben dem Carport aufgebauten BÜMM, um dem Rätsel der seltsamen Erscheinung unseres Spurensicherungsexperten auf den Grund zu gehen. Das erste, was uns auffallen wird, ist, dass dieses BÜMM zweifellos aus Japan kommt, denn sowohl Armaturenbeschriftung und nach einiger Ratlosigkeit konsultierte Anleitung sind so verständlich wie ein Prosaroman aus dem 15. Jahrhundert rückwärts gelesen.

Es könnte sein, dass wir hier einige unangenehme Nebeneffekte falsch angewendeter anachronistischer Technologie erfahren, vielleicht ist im Japan des Jahres 3000 das Vorhandensein von Körperbehaarung ein Zeichen für die neueste AIDS- Variante, was dazu führen könnte, dass wir beim Betreten des BÜMMs per

Raumverschiebung in eine von Aiku Ed Tron Warner ® kreierte Unterglobule gebeamt würden.

Die Schrecken, die uns dort von zahnarztähnlichen Mitarbeitern einer 1000 Jahre in der Zukunft liegenden Technologiefirma zum Zweck der AIDS- Austreibung angetan worden wären, hätte unser völlig überfordertes Gedächtnis bei erneuter Rückkehr unter den mit Blättern bedeckten Carport des Brightschen Hauses die gesamte Episode streichen lassen. Es ist sogar anzunehmen, dass Aiku Ed Tron Warner ® über bestimmte Techniken verfügen, um das Gedächtnis auch ohne psychische Überlastung so zu manipulieren, dass uns einen Herzschlag nach Betreten des auf unerklärliche Weise neben den VW Polo mit der übersteuernden Lenkung erscheinenden BÜMM nur nebenbei aufgefallen wäre, dass unsere Arme sich merkwürdig glatt anfühlen...

Der Schock beim Kopfkratzen, nein, das geht zu weit. Immerhin würde jeder vernünftige Mensch annehmen, er sei durch den Kontakt mit diesem länglichen, chromschimmernden Ding zu einem Krebspatienten geworden, denen fallen doch auch die Haare aus, sieht man doch im Fernsehen, das BÜMM stehen und scheinen lassen und sich sofort, panisch, aber aufgeklärt, mit dem VW Polo ins nächste Krankenhaus befördern.

Dieses BÜMM muss demnach schon aus dramaturgischen Gründen eins der wenigen sein, die beim großen Roboterstreik, der durch eine Schmierölnapppheit in den östlichen Gefilden ausgelöst wurde, von einem kleinen Kommandotrupp rebellierender Putzroboter entführt und dann auf bisher ungeklärte Weise in einem Unfall (verwickelt: ein Fusionskraftwerk, ein Titanium- Wischmop und jede Menge Pech) verschwanden. Diese Prototyen besaßen nämlich noch keine eingebaute AIDS- Vorsorge, womit wir uns den Gedanken des panisch zum Krankenhaus rasenden Testpiloten sparen können. Man müsste sich nur die entsetzten Gesichter des Personals vorstellen, in einer Zeit, 2004 ungefähr, wo die einschlägigen Rasierer, Haarwuchsmittel, Nassrasierer, Kaltwachsstreifen, Schuppen- /Glattglanz- / und Wettertaft ShampooGelSprühlaWarengetesteten Produkte die Werbung überschwemmen, wo die Frage der frei wählbaren Frisur oder Intimbehaarung eine Glaubens- oder zumindest Idealsache darstellt, einen völlig aufgebrachten Mann zu entdecken, von dem nach wochenlangen Tests feststeht, dass er

nie Haare gehabt hat und voraussichtlich auch nie welche entwickeln wird. Als plötzlich aus der Gesellschaft gerissener Sonderling, das Fahndungsfoto unter den rot-schwarzen Überschriften „Chromosom-Opfer!“ und „Haarschwund bei Wasserkopf!“, wären die weiteren Schritte unseres Testpiloten nur noch verzweifelte. Das will doch keiner lesen.

Keine AIDS-Sicherung, also.

Das BÜMM ist ein chromfarbener Zylinder, der mit zwei rundlichen Fusionszellen an der Seite irgendwie an Jane Fonda erinnert. Wir setzen uns hinein, der angenehme Schaum des Sitzes umhüllt uns, es muss uns etwas schummrig werden, und unsere Nasen- und Atemwege füllen sich mit dem bekannten Anti-Zusammenquetsch-Gel, damit unser Körper, enthaart oder nicht, die hohe Belastung durch Überlichtgeschwindigkeitsreisen aushält. Dann geht es los. Lautlos, denn der Schall wird das Brightsche Haus erst erschüttern, wenn wir schon auf halben Weg sind, das Sonnensystem zu verlassen, links unter uns huscht als ahnbarer Schatten Jupiter vorbei. Wir schließen die Augen, angenehm in den Schlaf gewiegt von nach Walmusik klingendem Etwas, um schwer definierbar lange Zeit später von einer, wie sollte es anders sein, wohlklingenden Frauenstimme aus dem Schlummer gerissen zu werden. „Die eingestellten Raumkoordinaten wurden erreicht, unter Berücksichtigung des von der Erde aus wahrnehmbaren Sternenhimmels zum Erdenzeitpunkt 2004 nach christlicher Zeitrechnung.“

Darauf folgt Stille, wir können innerhalb der fensterlosen Kabine keinen Unterschied zur Fahrt feststellen. Das Auspumpen des Gels aus unseren Lungen fühlt sich eher grausam als befreiend an, ein mechanischer Arm reicht als Erfrischung eine Art faltbaren Keks. Artig kauend betrachten wir die Datenmengen, die sich mit penetrantem Piepen auf unseren Bildschirm entladen. Es scheint, als würde unser BÜMM in der äußersten Korona einer Sonne schweben. Aus diesem Grund sind die Außenkameras abgestellt, auch wenn kein AIDS Schutz vorhanden ist, will das Gefährt doch unsere empfindlichen Erdenaugen schützen. Als Kind des 21. Jahrhunderts wird uns das Gerenne der Zahlen nach höchsten fünf Minuten langweilig, gereizt stellen wir die Frage an den Bordcomputer, was das Ganze hier soll und wie lange es dauert, bis wir endlich

Klarheit über die seltsamen Phänomene bekommen. Der Bordcomputer, akustisch vertreten durch bereits erwähnte wohlklingende Frauenstimme, hebt an zu einer historischen Belehrung. Keine Angst, die kriegen wir nur mit halbem Ohr mit, konzentrieren uns vielleicht mehr darauf, uns einen Körper zu der Stimme vorzustellen. Jane Fonda.. naja.. doch eher was in die Richtung von Jessica Alba... „hat der jahrtausende Erdenjahre andauernde Konflikt der <unverständlicher Laut> mit den <unverständlicher Laut> dazu geführt, dass immer neue und gefährlichere Techniken..“ Salma Hayek ist zu klein. Sie klingt nach einer harten Brustplatte, und..geradem Rückgrat. „Bis schließlich die genannten Prozesse dazu führten, dass die beiden Völker zur gleichen Zeit eine Waffe erfanden..“ Etwas erotischer als Jodie Foster wäre aber doch... Prinzessin Amidala? „Die Kollision der beiden Sonnen ist der Endpunkt im Konflikt, die Heimatplaneten, sowie alle kolonisierten Trabanten, werden spätestens in zwei Minuten, dreiunddreißig Sekunden..“

Molly? Die Frau aus „Metroid“ vielleicht? Wir bekommen kurz Angst um unser Leben, nicken verständnisvoll und schauen mit großen Augen auf den Briefkastenähnlichen Schlitz, wohl eine Art Diskettenlaufwerk, der unser einziger Anhaltspunkt für den Standort des Computers ist.

Gut.. dann.. also.. schlauer fühlen wir uns. Eigentlich nicht. Das sagen wir der elektronischen Ansagerschnickse aus Unreal 2 auch, die sich mit kurzem beleidigten Schweigen revanchiert, um dann mit einer Sanftheit, die sie sofort in die Kalliope des Narren auf dem Hügel verwandelt, fortzufahren.

„Es gibt ein Überlebendes. Statistisch gesehen, mathematisch gesehen, von jeglichem logisch annehmbaren Standpunkt her völlig unmöglich. Es ist soeben auf dem Weg zur Erde, wo es den beschriebenen Zusammenstoß mit Ihrem Spurensicherungsexperten provozieren wird. Name unbekannt. Wenn es nicht aufgehalten wird, könnte die ihm innewohnende Zerstörungslust, die erblich bedingt sicher vorhanden ist, den ganzen Planeten Erde in Gefahr bringen.“

Aufgehalten, Erde kaputt, Überlebendes, das klingt jetzt aber doch sehr nach Klischee. Als ob alle Außerirdischen böse, oder überhaupt in irgendein irdisches Moralsystem integrierbare



Absichten hätten. Nicht mit uns, Lem haben wir verschlungen! Überhaupt, was soll das, Zerstörung der Erde, allein die Existenz des BÜMMs beweist doch, dass unser Planet noch mindestens 1000 Jahre fortbestehen wird und das heißt wiederum... Die Stahlwand wird transparent. Als höhnische Antwort auf unser Rumgezeter verschindet das BÜMM so plötzlich, wie es kam und lässt uns ohne Beweis auf ein Fortbestehen der Erde in der äußeren Korona einer gerade explodierenden Sonne zurück.

„Tut mir leid. Ne.“ Das näselnde Stimmchen stoppt die Gedanken über transzendente Erfahrungen beim Schreiben. Kettcar ist wieder da.

„Was soll'n das werden, Mann?“ Kettcar wedelt aufgeregt mit seinen vorderen Gliedmaßen. Die Goldkette schleift über den Fußboden und macht unangenehme Geräusche. „Tempuswechsel, Themawechsel, keine Struktur, Sexismus, blöde Science Fiction Witze, unmotiviertes Rumgeblödel.“ Er holt tief Luft, verrückt die augenscheinlich sehr im Nacken drückende Halskette. „Mann. Schuster, bleib bei deinen Leisten.“

Er hat ja Recht. Eigentlich. Auf der anderen Seite ist er eine Ratte mit einer Goldkette um den Hals, einer Goldkette, an der eine übergroße Uhr baumelt. Mit flammenden Zeigern, die auf fünf vor Zwölf hinweisen.

„Es muss zumindest was Ähnliches wie das da rein. Ich schreib doch hier keinen Dick Francis Krimi.“

Unmöglich, mit Kettcar zu streiten. Bei Widerspruch setzt er sich auf seine Hinterbeine, fängt an, verächtlich in der Luft herumzuschnupern. Und gleich.. „Weißt du, wonach es hier riecht, Mann?“ Da haben wirs. „Es riecht nach Überfliegerwarnung. Mann. Was sag' ich dir jedesmal wenn du anfängst, so einen Scheiß zusammenschreiben?“ Phänomenal. Ich hatte es schon fast wieder vergessen. „Ich sag' dir, und vielleicht hörst du dieses Mal zu, ich sag dir, dass du was bringen musst, dass viele Leute lesen wollen. Verstehste? Witzchen erzählen können die selber. Glaubst du, du kriegst irgendeinen Preis mit deinen Witzchen, Mann?“ Kettcar lehnt sich nach vorne und straft mich mit der bedeutungsschweren Macht seiner blitzenden Rattenaugen.

„Von nichts kommt nichts! Mann. Schreib irgendwas, was vorhält. Wozu die Leute mit dem Kopf nicken können und sagen ‚Jeah.‘ Verstehste?“

„Weißt du Kettcar, ich meine, danke für deine hingabegetränkte Analyse, aber es ist manchmal nicht...“

„Hör doch auf mir den Buckel vollzuquatschen!“ Es hat keinen Sinn. Wenn man versucht, ihn zu verunsichern, wird er größer, seitdem er dieses Buch mit dem Weltuntergang und den Ratten gelesen hat, scheint er sich da einige Tricks abgeschaut zu haben. „Es gibt nich’ unendlich viele Chancen für so’n Milchgesicht wie dich! Wenn du dieses Zeug hier irgendwem zeigen willst, dann streng gefälligst dein Hirn an und schreib was Vernünftiges zusammen. Hier.“ Ich zucke innerlich zusammen. Das hat noch gefehlt.

„Lies das. So schreibt man was, das den Leuten gefällt.“ Ein Michael Critchon Buch. Ich spüre, wie sich ob dieses Tiefschlags meine rechte Faust ballt und krame gedanklich den noch ungeschriebenen fünfseitigen Aufsatz „Warum die Welt ohne Kleintiere schöner wäre“ wieder aus meinen hinteren Gehirnwindungen hervor.

„Hör mal. Danke für deine ernstgemeinte Kritik und so. Aber ich muss irgendwas schreiben. Alles was ehrlich aus dem Bauch kommt ist hundert Mal besser als alles Andere.“

Natürlich weiß ich, dass solche Sprüche vergebliche Liebesmühe bei Kettcar sind. Jetzt hat er schon die Größe der Schreibtischlampe erreicht. Das letzte Mal hat er aus Versehen mit seinem Hinterteil den seit Jahren nicht mehr benutzten Aschenbecher auf den Fußboden befördert. War ihm natürlich furchtbar peinlich und er hat auch für eine kurze Weile aufgehört mit dem Ratschläge geben. Leider ist der Aschenbecher dabei zerbrochen und jetzt behindert nur noch die vom langen Nichtlüften stickige Luft die physikalisch unmögliche Vermehrung von Rattenmasse, welche sich auf meinem Schreibtisch breitmacht. Sicher, er hat nicht unrecht. Die ganze Episode wirkt wie aus einem Douglas Adams Roman geklaut und sie passt auch nicht wirklich in das vorhergehende Szenario. Na und? Ich mag sie. Der Gedanke an einen Raumpiloten, dessen Raumschiff sich aufgrund von Meinungsverschiedenheiten einfach auflöst und den überraschten

Führer inmitten einer Nova zurücklässt hat zumindest einen hämischen BitteLächeln- Effekt. Wenn man ein bisschen daran feilt, kann man sicher noch die eine oder andere symbolische Komponente hinzufügen, und Worte benutzen, die irgendeine Leserzielgruppe an irgendein anderes Buch erinnern. Das ist kein Problem. Was Kettcar fordert, brauche nichtmal ich zu machen, da kann sich jeder dahergelaufene Kerl dransetzen und zum Beispiel die „faltbarer Keks“- Metapher auf irgendeine Weise mit heutigen Konsumprodukten verbinden. Bumm, oder besser, BüMM, da haben sie ihr „Jeah“ mit Kopfnicken.

Laut Kettcar ist das jedenfalls unglaublich in. Die ironische Betrachtungsweise des Alltags unter Zuhilfenahme bestimmter stilistischer Mittel zur Herantragung der versteckten „Message“ an den HaraldSchmidt- fixierten Leser. Okay, Kinderbücher will ich auch nicht schreiben, aber dieser ganze Klimbim von wegen „Das Leben ist scheiße, es gibt keinen Gott, wir sind verloren und nur die Ironie kann uns retten“ kann mir gestohlen bleiben. Solche Gedanken hab' ich oft genug, warum noch ein Buch drüber schreiben? Diese lyrischen „Zyniker“ verwechseln ihre Fähigkeit, über bestimmte abstrakte oder reale Dinge zu lästern, mit Intelligenz. Intelligenz eines 13jährigen Schulmädchens. Höchstens. Lästern können die ohne Ende, das durfte ich in meiner nicht lange zurückliegenden Lernphase am eigenen Geist erleben. Die Schulmädchen, meine ich. Sollte ich jemals ein Buch herausbringen, führt wohl kein Weg an der Kritikervariante derselben vorbei, bis dahin können die mir, wie gesagt, gestohlen bleiben.

Der Anfang ist schlecht. Während Kettcar sich von seinem Größenwahn erholt und wieder auf handliche Rattenproportionen schrumpft, lese ich stirnrunzelnd die ersten Zeilen. Die Sonne blendet mich. Es ist irgendwie nach Acht Uhr, aber die Sonne ist in der Ecke des Fensters, die mir sagt, dass es schon wieder vor Acht Uhr sein müsste.

Das habe ich mir immer gewünscht. Während ich versuche, aus dem Möchtegernsymbolüberladenen Anfang einige überflüssige Wörter zu streichen, denke ich an diesen Satz. Immer. Ich habe vergessen, wie alt ich bin, und seit wann ich einen Text wie diesen schreiben wollte. Ich will Liebe reinbringen, vor allem Liebe.

Dadrüber können meinetwegen Actionsequenzen, Blut, Spannung und abgehackte Körperteile liegen, ich bin auch offen für Aliens und eine Kaninchenvariante von Mister Spock, aber was zum Schluss dastehen muss, ist Liebe. Warum? Schwer, nein, eigentlich einfach zu sagen. Weil Liebe für mich in meinem zugegeben kurzen Leben das einzige ist, was mich mit der Realität so verbindet, dass ich das Gefühl habe „ich lebe“. Das kann man jetzt von verschiedenen, erfahrungsreicheren Standpunkten sicher anders beurteilen, aber für mich stimmt es. Alles andere ist Selbsttäuschung. Geilheit vielleicht noch, aber Geilheit ist nur ein Fußknochen von Liebe, ein von kaltem Realitätswahn geprägter Gierzustand, der weder dauerhaft befriedigt, noch irgendwelche neuen Horizonte auf tut. Wenn ich darüber nachdenke, denke ich, dass man das auch über alles andere sagen kann, was sich Menschen noch so ausdenken können, aber ich schweife ab und will ja ein Buch über Liebe schreiben und nicht eins darüber, warum ich über Liebe schreibe. Korrektur. Kein Buch über Liebe, sondern idealerweise ein Buch über irgendwas, in dem der realste Augenblick von Liebe handelt. Das ist, wie sich in den letzten Wochen herausgestellt hat, ziemlich schwer. Bisher lesen sich auf meinen Testblättern die Momente, wo Orks zerstückelt, Nazis ertränkt oder Frauen vergewaltigt werden, wesentlich intensiver als alles andere. Hass ist leichter mobilisierbar als Liebe. Was mich auf den nahe liegenden Gedanken bringt, Star Wars mit einzubauen. Star Wars wird allgemein unterschätzt, jedenfalls von vielen Mitgliedern der bücherlesenden Spezies. Schwarzweißmalerei. Blödsinn. Puppenspiel. Naja, dazu komme ich später. Jetzt muss ich mir erstmal was zu essen holen. Ich habe der Sternenfrau versprochen, dass ich richtig esse und bin, wenn es wirklich schon Spätnachmittag sein sollte, weit davon entfernt, das Versprechen zu halten.

Etwas wuchs aus dem Schnee. Es war sehr schön. Er konnte nicht anders, als es anzustarren. Es sah aus wie eine mannsgroße Pflanze aus Eis, in Windeseile knospend, sie schlängelte sich an der Hauswand entlang, über das „BC RULEZ“ Grafitti, nach oben. Nach oben, das war Richtung Dach des dem Polizeigebäude benachbarten Nebenkompleses der TU. Die rasend schnell wachsende

Weinranke aus Eis bedeckte jetzt sicher schon sechs mal drei Meter der Rückwand besagten Gebäudes, als Christian aus seiner Starre erwachte. Sich die Augen rieb. Eine weitere halbe Minute zusah, wie die Pflanze in der gespenstischen Stille der Nebengasse wuchs. Der Schnee schluckt die Geräusche, sagte er sich hastig. Er sah sich unsicher um, niemand zu sehen, sogar sein Opel schien um einiges eingeschneiter als noch vor kurzem, als er um die Ecke in die Gasse gestapft war. Um die Ecke musste der Wachmann stehen. Wenn etwas Merkwürdiges passiert, sollte man Hilfe holen. Seine Füße waren sehr kalt. Vom Schnee, seine Schuhe waren nicht wirklich wasserfest, deswegen hatte er das Auto schon immer in der eigens dafür gedachten Garage für Mitarbeiter parken wollen, aber irgendwie hatte er diese spezielle Seitengasse lieber gewonnen. Das war jetzt aber alles unwichtig, er konnte genauestens die kleinen Poren auf der Oberfläche des dicken, an die aus porösen Backsteinen gebaute Hauswand gelehnten Stammes sehen. Sie öffneten und schlossen sich, Poren aus Eis, die, langsam zwar, aber auf eine gewisse Weise erschreckend schnell, viel zu schnell für ein chemisches oder anorganisches Gebilde, über den Stamm nach außen zu den Ästen liefen. Der Stamm wuchs. Er war jetzt schon mindestens anderthalb Meter breit. Christian musste den Kopf in den Nacken schieben um die obersten Enden der Ranke zu sehen. Sie schimmerten im Mondlicht, wie echter Schnee. Er riss sich los und stapfte durch den merkwürdig pappigen Schnee zur Hintertüre des Gebäudes, die, wie ihm jetzt auffiel, nur wenige Meter von der „Pflanze“ entfernt war. Dabei passierte er sein Auto, auf der anderen Seite der engen Sackgasse geparkt, war es gänzlich unter einem Mantel aus Schnee verschwunden. Sein Blick traf kurz den wolkenlosen Himmel, von dem in den Spalt zwischen den Gebäuden ein paar Sterne funkelten, dann klopfte er heftig gegen die Türe. Nichts rührte sich. Es war eine dünne Eisentür, mit einem vergitterten Licht darüber, nur strahlte dieses sehr schwach. Außerdem war es grün. Normalerweise waren die rot, Notbeleuchtung, hat irgendwas mit dem menschlichen Farbverständnis zu tun, rot bedeutet: Achtung, das hier ist nur die Notbeleuchtung.

Was bedeutete Grün? Er sah hastig nach links, die Pflanze war immer noch da, schweigend und funkelnd, soweit er das von unten

sehen konnte, hatte sie das Dach mittlerweile erreicht.

„Das kann ja wohl nicht wahr sein. Warum ist denn keiner mehr hier?“ Seine Stimme hallte von den dreckigen Wänden wieder, prallte von der schweigenden Schneedecke ab. Er wollte erneut klopfen, da bemerkte er, dass die Tür nur angelehnt in den Angeln hing. Warme Luft strömte durch den Spalt auf seine Hand, als er diese prüfend davorhielt. Warum habe ich das gerade getan? Er hatte noch nie seine Hand prüfend vor einen Türspalt gehalten. Sie schien grün im Licht der Lampe hinter Gittern. Mit einem Ruck riss er die Tür auf.

„Können Sie nicht anklopfen?“

Ein verschrumpelter Mann mit Hornbrille sah von einem Tisch mit Krimskrams auf, in seinen Ohren Kopfhörer, die in der Tasche des speckigen Kittels verschwanden. Christian zuckte zusammen, der Mann brüllte durch den ansonsten leeren Raum. Eine weitere Tür befand sich entgegengesetzt zu der, durch die er gerade gekommen war.

„Das habe ich. Ich habe doch geklopft und gerufen.“

„Was?“

„Ich habe doch bereits geklopft. Sie müssen mich doch gehört haben.“

„Nein, habe ich nicht.“

Der Mann setzte bedächtig seine Kopfhörer ab. Der Raum hatte keine Tapete, nur die aus Beton gegossenen vier Wände. Auf dem Tisch lagen Elektronikteile wild durcheinander. Es wirkte wie das Stillleben eines verrückt gewordenen Ingenieurs.

„Also. Womit kann ich dienen?“

Christian versuchte, die Musik zu erkennen, die laut aus den Kopfhörern dröhnte. Es war irgendein Zeug, das ihm so bekannt vorkam, dass er glaubte, es würde ihm sofort auf die Nerven gehen, wenn er es erkannte, eben weil er es schon so oft gehört hatte. Nur konnte er beim besten Willen nicht sagen, was für eine Musik es war.

„Da draußen.“ er überlegte. Unsicherheit breitete sich aus. Was hatte er genau gesehen? „Wer sind sie überhaupt?“ Der Kerl sah nicht aus wie ein Wissenschaftler. Eher wie der Hausmeister, der zu später Stunde in einen geklauten Kittel gehüllt Professor spielen wollte.

„Saul Dead.“ Christian fühlte den misstrauischen Blick der kleinen Augen durch die dicke Hornbrille. „Meines Zeichens Dozent hier. Also habe *ich* alles Recht, hier zu sein. *Sie* dagegen sollten sich schleunigst ausweisen oder ihr unbefugtes Eindringen anderweitig erklären, sonst werden Sie Bekanntschaft mit unserem Wachschatz machen.“

„Sicher doch.“ Langsam wich die Unsicherheit, er kramte in der Manteltasche, produzierte seinen Polizeiausweis. „Christian El Hamid. Spurensicherung.“ Er kam sich vor wie in einem blöden Film. „Entschuldigen Sie, dass ich sie belästige, Herr Dead, aber draußen an ihrer Wand.. ich meine, draußen in der Seitengasse an ihrem Institut.. also da kriecht irgendetwas ihre Wand hoch“, er verhielt mitten im Satz und beobachtete schweigend, wie sein Gegenüber die Polizeimarke mit der Lupe musterte, und sie, anscheinend zufrieden, wieder zurückgab.

„Polizei also. Hm, hm. Interessant.“ Er beäugte Christian erneut, diesmal um einen Tick freundlicher. „Hören Sie mal, das passt doch gar nicht zu Ihnen. Den ganzen Tag auf dem Sessel hocken und mit der Lupe hantieren. Das ist eine Arbeit für Deutsche, sie aber, mein Lieber, sind Araber. Ihr Blut ist viel zu heiß um im Schnee nach Spuren zu suchen, meinen Sie nicht?“

Christian war kurz sprachlos. Dachte der, er wolle ihn hopsnehmen wegen irgendetwas? So musste es sein, das war eine Einleitung zu einem Bestechungsversuch. Bestechung wegen was? Wegen dem Ding da vor seiner Türe? Mehr und mehr glaubte er, gleich Batman durch die Decke krachen zu sehen, und der kleine Mann vor ihm würde dann mit verrücktem Wissenschaftlerlachen seinen Schalter umlegen und die Welt unterjochen.

„Was meinen Sie damit?“

„Nichts, nichts. Entschuldigen Sie.“ Die Hornbrille wurde pedantisch zurechtgerückt. „Ist ja nicht meine Sache. Es ist nie meine Sache, um ganz genau zu sein.“

„Stimmt.“ pflichtete er ihm aus vollem Herzen bei. „Was ist also mit dem Ding da an ihrem Gebäude?“

„Woher soll ich das wissen?“ Der andere blickte ehrlich überrascht und hielt, im Begriff, sich die Kopfhörer wieder aufzusetzen, inne. „Wieso: Mein Gebäude? Und: was für ein ,Ding‘?“

„Wer ist hier verdammt noch mal zuständig? Und was ist das für eine Pflanze aus Eis, die sich da draußen an der Wand hochschlängelt?“ Er wurde lauter, hatte das Gefühl, die bleiernde Unsicherheit, die sich auf sein Gemüt legte, wegbrüllen zu müssen. Der kleine Mann wich einen Schritt zurück und stieß sich seinen Rücken an der Tischkante. „Sie müssen ja nicht gleich so brüllen.“ Vorwurfsvoll rieb er sich die Stelle und blickte zu Christian hoch. „Warum haben Sie nicht gleich gesagt, was sie wollen?“

„Weil...“

„Ich kann Sie da im Übrigen ganz beruhigen. Hier ist überhaupt niemand zuständig, und dieses ‚Ding‘, diese ‚Pflanze aus Eis‘, die sie gesehen haben wollen, existiert eigentlich gar nicht. Sie können also beruhigt zu ihrem Auto zurückgehen und davonfahren, Herr Hamid.“

„Woher wissen Sie, dass ich ein Auto fahre?“

„Das müssen Sie wohl erwähnt haben.“ Jetzt setzte er die Kopfhörer wieder auf. Christian spürte den starken Impuls, den Wicht am Kragen zu packen und ordentlich durchzuschütteln. Von wegen heißes Blut, dir werd ich das Blut aus dem Gehirn pressen, du Wasserkopf. Er räusperte sich ungeduldig. „Hören Sie mal, ich bin doch nicht irre. Wenn Sie wissen, wovon ich rede, und gleichzeitig behaupten wollen, ich hätte mich getäuscht, dann müssen sie mir erklären, was hier vor sich geht. Ansonsten werde ich nämlich auf keinen Fall weggehen, sondern...“

„Was?“

„Sie haben mich sehr gut verstanden!“

„Habe ich nicht.“

Diesmal nahm er die Kopfhörer nicht ab, sondern drehte sich wieder zu seinem Gerümpel auf dem Tisch. Betrachtete es sinnend, dann nahm er eine kleine Eisensäge aus einem Turm von Gerätschaften hervor und begann, am eisernen Tisch herumzusägen. Die Säge schnitt durch die Tischkante wie durch Butter, begleitet von einem hohen Kreischen. Vorsichtig pustete der Mann die Späne weg, bückte sich, um den Ritz zu begutachten, den er gesagt hatte. Er schüttelte den Kopf und nahm die Brille ab, kniff ein Auge zu und betrachtete seine Arbeit noch genauer.

„Faszinierend.“ murmelte er leise, es klang eine Spur, als wäre



er zugleich erstaunt und ärgerlich. „Wirklich faszinierend.“ Schwachkopf. Wenn der Professor ist, arbeite ich ab jetzt im Leichenschauhaus. Mit langen Schritten durchquerte Christian den Raum, öffnete die zweite Türe, ins Innere des Gebäudes. Wollte sie öffnen. Abgeschlossen. Wütend rüttelte er daran, warf einen erklärungssuchenden Blick zu dem kleinen Mann, der jetzt ganz in seine „Arbeit“ versunken an der Tischkante herumsägte. Er wollte noch einmal zu einer Tirade ansetzen, wenigstens sagen, was er über das Ganze hier dachte, ließ es dann aber bleiben. Anscheinend war das das Hinterzimmer der Uni. Für den verrückten Hausmeister. Auf jeden Fall musste man den Kerl bei der Fakultät, die hier drin war, melden. Welche war das überhaupt? Das ließ sich sicher rausfinden. Ohne noch einen Blick an den sägenden Dozenten zu verschwenden, durchquerte er erneut den Raum, stieß die Türe auf und stolperte nach draußen in den Schnee. Das gemurmelte „Gottverdammte Irrenanstalt“ blieb ihm im Hals stecken, als er seinen Blick nach rechts wandte. Zuerst fiel ihm auf, dass sein Auto verschwunden war. Dort wo es gestanden hatte, erinnerte nur noch ein kleiner Buckel im Schnee. Der Boden unter seinen Füßen fühlte sich noch pappiger an als vorhin, bei jedem Schritt schien der Schnee nur widerwillig seine Stiefel freizugeben. Über die gesamte Rückwand des Hauses zog sich ein Netz eisiger Verästelungen. Sie hatten in seiner Abwesenheit angefangen, bläulich zu pulsieren. Nicht hektisch, eher beschaulich, blinkten an den Knotenpunkten der Verzweigungen immer wieder blaue Stellen auf. Automatisch suchte er den Stamm, fand ihn auch, überzogen mit einer sehr dicken Schicht Eis, die auf ihn robust und zuverlässig wirkte. Wie gebannt starrte er auf den dicken Strang, jetzt sicher mehr als zwei Meter breit, der sich vor ihm an der Wand nach oben zog. Von der Mauer war fast nichts mehr zu sehen, die durchscheinenden Äderchen aus Eis hatten die Oberfläche der Steine auch da, wo nichts „wuchs“ mit einer feinen Schicht von Rauhreif überzogen, die das blaue Pulsieren funkelnd zurückwarf. Schweigend stand Christian El Hamid vor diesem von unbekannter Hand geschaffenen Kunstwerk und starrte es an. Starrte den Stamm an. Die rauen Zacken, die das Eis der Kruste bildete, schienen oben abgeflacht. Wie Stufen. Nein, wie Sprossen. Sein Blick glitt

gebannt ein Stück höher, in regelmäßigem Abstand waren rechts und links des Stammes dicke Äste aus Eis in einem senkrecht zur Mauer stehenden Bogen gewachsen, der sich perfekt als Stütze für Hände ausnahm.

„Moment, moment..“ murmelte er leise, während sein geschultes Auge den Verlauf des Stammes weiter nach oben verfolgte. Kein Zweifel, immer im Abstand von einem Meter dieselben Eisgebilde. Das Ding war eine Leiter. Er fühlte, wie sich die Kälte von den Zehennägeln bis zu seiner Ferse ausbreitete, und langsam über die Knöchel nach oben kroch. Als er den Kopf in den Nacken legte, sah er, dass es mehr Sterne geworden waren. Kein Irrtum möglich. Die Sprossen am Stamm hatten sich jetzt so verfestigt, dass alle Zweifel ausgeschlossen waren, jeder konnte sehen, dass das Gebilde dazu gedacht war, daran hochzuklettern. Jeder? Er sah sich hastig um. Die Gasse lag menschenleer und schneebedeckt. Still.

Nur du kannst es sehen. Er wusste das mit einer Gewissheit, die ihm selbst nicht geheuer war. Warum das denn? Weil es für dich gemacht ist. Du musst daran hochklettern. Wohin? Wozu? Schwachsinn. Scheiß drauf.

Er berührte vorsichtig den ersten der Eisbögen. Es war nicht so kalt, wie er gedacht hätte, unter seinen bloßen Fingern schmolz das Eis zwar ein bisschen, aber als er kräftig daran zog, hielt es stand. Langsam setzte er seinen Fuß auf die erste Sprosse. Automatisch griff auch seine linke Hand nach dem Eisbogen, prüfte auch hier, nur noch einen Fuß im pappigen Schnee.

Er warf noch einmal einen Blick nach rechts, einen nach links. Holte tief Luft und begann zu klettern.

Es ist schon wieder sehr kalt draußen. Ich kann meinem Atem zuschauen, wie er sich um eine unsichtbare Achse dreht und schließlich irgendwo verschwindet. Der Schnee kracht leise unter den Turnschuhen. Ein paar Flocken fallen auch, obwohl der Himmel nur schwach bewölkt ist. Aldi. Ich hasse Aldi. Irgendwo bin ich eben doch ein Snob, nur kann ich mir das zur Zeit nicht leisten. Wahrscheinlich hassen alle Leute, die hier einkaufen, Aldi. Naserüpfend betrachte ich die angeschimmelten Kohlköpfe, die ein trauriges Dasein in feuchten Plastiktüten fristen. Der Blick

einer alten Oma fühlt sich hässlich und prüfend an, brennt auf meiner rechten Wange. Ich gehe schnell weiter. Tütensuppen und Weißbrot. Raffaello für die Sternenfrau. Sekt für die Sternenfrau. Ich würde am liebsten den ganzen Laden kaufen. Und sanieren. Und nicht abgelaufenes neues Essen reinstecken. Und nette Leute, die der Sternenfrau bereitwillig Auskunft geben, welches der vielen Produkte am gesündesten ist, weil da weniger E- Stoffe als bei dem anderen drin sind. Ach ja. Kettcar braucht noch was. Wie immer erinnere ich mich als letztes an ihn. Eine Grapefruit und Blutorangensaft. Als die Dinge in den Einkaufswagen fallen, muss ich grinsen. Bei saurem Essen hält er meistens für mindestens einen halben Tag die Schnauze. Muss was mit seinem Rattenmagen zu tun haben. Hier gibts nicht mal Dudelmusik. Die Mundwinkel der Leute sind wie mit Heftklammern am unteren Rand des Gesichts fixiert. Die Frauen sehen aus, als hätten sie seit Wochen nicht geschlafen. Dunkle Ringe unter den ungeschminkten Augen. Die Männer sind entweder Alkoholiker oder junge, auf fein getrimmte Typen ohne Geld auf dem jurastudiumsgestützten Weg an die Spitze. Die werden dann später ihren Kindern erzählen, dass sie am Anfang auch bei Aldi einkaufen mussten, und sich den Rest ganz alleine erarbeitet haben. Früher hab' ich das mal heuchlerisch gefunden, mittlerweile bin ich da ausgeglichener. Ob das gut ist? Ich wiege eine Tüte, auf die fett „Dessert Pudding“ gedruckt ist, in der Hand. Gut, schlecht, heucheln, ausgeglichen. Wenn man bei Aldi einkauft, schwimmt das alles. Ich wünsche mir einen Jedi, der mit blitzendem Laserschwert zuerst die Kassiererinnen und dann die Kunden in feine Aschestäubchen verwandelt. Außerdem sollte er noch das Aldimonster bekämpfen. Jeder Aldi ist nämlich in den Fängen einer tentakelbewehrten Schleimgeburt, die hinter irgendeiner im Lagerraum versteckten Türe an der Wand hängt und das Schicksal der Filiale steuert. Natürlich weiß keiner der Mitarbeiter davon. Aber immer, wenn sie etwas zur Begünstigung ihres Einkommens oder gegen die Eskapaden ihres Vorgesetzten sagen wollen, legt sich eine bleiernde Müdigkeit auf ihre Zunge, die dadurch leicht pelzig wird. Das kommt vom Aldimonster. Der ständige Zug der Gravitation auf ihren Kopf, der den Nacken leicht einknicken lässt und den Blick wie automatisch gen Boden richtet, sobald sie die Filiale betreten, ist ebenfalls das Werk

der unheimlichen Kräfte des Viechs. Ist ja kein Wunder, dass die so unfreundlich wirken. Die Kassierin, welche schweigend meine Einkäufe durchzieht und dann mit kieksender Stimme „Neunzehn Euro fünfundachtzig“ verlangt, ist da keine Ausnahme. Ihr Alter ist verlorengegangen unter der Gedankenkontrolle des Schleimbeutels, zwischen 25 und 50 könnte alles möglich sein. Die Frisur sitzt schlecht und riecht nach altem Haarspray. Ihre Augen sprechen von Alkohol und Frust. Mir fallen die Augen der Kassiererinnen in den Geschäften ein, in denen ich früher eingekauft habe. Die waren zwar auch nicht immer freundlich, aber sie wirkten nicht wie die einer am Marterpfahl quälend langsam dahinsiechenden Kreatur. Das Monster muss besiegt werden. Und zwar schnell. Ich habe den blödsinnigen Impuls, die Frau in die Arme zu nehmen, gehe aber weiter, schweigend, genauso eingeschüchtert wie sie von der Macht des telepathischen Organismus. Als ich wieder auf die Straße trete, wo gerade ein Jaguar mit Vollgas durch den Schneematsch des Bordsteins pflügt, ist mir schlecht.

Irgendwas muss sich ändern. Ich muss die Geschichte schneller fertigbekommen. Ohne Kettcar fällt mir eigentlich immer doppelt so viel ein. Es nervt eben doch, wenn dauernd eine Ratte danebenhockt und eindringlich Kritik wispert.

Es ist spät. Hinter der Türe quillt Stoff über den Wäschesack auf den dreckigen Teppich. Morgen früh aufstehen. Ich versuche, Murakami ein Sandwich nachzumachen und mich dabei literarisch hochwertig zu fühlen. Das Sandwich gelingt ganz gut. Kettcar lässt sich bis zu dem Moment nicht blicken, an dem der Monitor anspringt und den Raum in fahles Blau taucht.

Schweigend betrachten wir den Cursor auf dem Bildschirm, Word öffnet sich, Text springt hungrig in die bläuliche Leere. Vorsichtig streiche ich über die Tasten, Kettcar ist voll damit beschäftigt, die Grapefrucht auseinanderzunehmen und meine Studienunterlagen vollzusauen, so dass der Anfang für heute abend mir gehört.

Christian El Hamid braucht eine Geschichte. Das mit dem BÜMM muss ich mir noch überlegen, wahrscheinlicher ist, dass er eine alte Frau beobachten darf, die splitternackt vor einem Pelzgeschäft Mahnwache hält. Für die verreckten Biber. Kettcar hustet

missbilligend, der saure Saft scheint seine Wirkung zu tun.  
Befriedigt schlieÙe ich die Augen und fange an zu tippen.

Eis ist Wasser. Wasser ist Eis. Alles andere bedeutet ´nen  
Scheiss.

Meine Finger kribbeln, als wäre die Tastatur unter Strom, jeder  
Anschlag schmerzt in den Fingerspitzen. Meine Augen fühlen sich  
an wie zwei Nüsse, die zu schwer sind für das schleimige Band,  
mit dem sie im Kopf befestigt sind, zwei Nüsse, die jeden Moment  
aus den Lidern fallen müssten, aber wunderlicherweise noch fest  
sitzen. Muskel. Kater. Worte tauchen auf, versucht zu erklären,  
warum meine Arme sich nicht bewegen und auf die Schultergelenke  
drücken. Das Kribbeln ist grässlich. Milliarden Ameisen die  
beiÙende Säure pissen kriechen durch meine BlutgefaÙe die  
Schultern hoch auf mein Herz zu. Mein Rücken endet in einer  
formlosen Schleimmasse, die unkontrolliert auf dem Stuhl hin- und  
herwabbelt. Wackelpudding in rot. Zu. Lange. Geschrieben. Wo zum  
Teufel ist Kettcar? Aufstehen. Jetzt.

Ich springe auf, meine Knie knicken weg, langsam dreht sich der  
bläuliche Raum und schlägt hart gegen meine schützend  
ausgefahrenen Ellbogen. Schmerz! Echter Schmerz, der die Säure  
pissenden Ameisen in einem Lavastrom ertränkt. Die Rillen im von  
mir selbstverlegten Laminatparkett sind klein, fast nicht  
erkennbar, wie bei einem Profi, das Stöhnen hallt im ganzen  
Körper wieder, als ich aufgebe, und mich der länge nach auf Holz  
klatschen lasse.

Etwas später kann ich wieder aufstehen. Nachdem ich einige Male  
in der Wohnung auf und ab gelaufen bin, habe ich auch den Mut,  
mir einzugestehen, dass ich Sport treiben sollte. Ich bin nicht  
überdurchschnittlich fett, etwas übergewichtig vielleicht, aber  
nur drei, vier Kilo. Nur mit der Kondition haperts. Daran wird es  
liegen, mit einiger Mühe und immer noch vor Schwäche zitternden  
Händen richte ich den umgefallenen Stuhl wieder auf. Noch schnell  
abspeichern, dann schlafen gehen. Morgen früh aufstehen. Der  
Bildschirm ist voller Text. Schräg formatierter Text. Merkwürdige  
Zeichen, sieht aus wie Maschinencode. Wie aus der Arbeitsdatei

kopiert, eigentlich habe ich solche Zeichen noch nie gesehen. *Eis ist Wasser, Wasser ist Eis*. Die paar Worte sind deutsch, sinnlos versteckt unter Haufen von Hyroglyphen. Fassungslos scrolle ich hoch, zwei, drei, vier, fünf, zehn Seiten Text, die sich nahtlos an die von Kettcar kritisierte Stelle über das BÜMM anschließen. „Wahnsinn. Da haste dich ja wieder selbst übertroffen.“ Die Barthaare zucken aufgeregt um die Rattennase, die sich mit masochistischer Begierde fast an die Oberfläche des Monitors presst.

„Jetzt bist du durchgedreht, Mann.“ Er kichert, hysterisch oder hämisch. „Was soll denn DAS sein?“

„Ich habe das nicht geschrieben.“ Mein Hals kratzt. Meine Augen brennen. Aber ich kann nicht aufhören, auf diese sinnlose Anhäufung kryptischer Symbole zu starren. Gleichzeitig will ich Erinnerung, was habe ich gemacht? Keine Ahnung. Ich hatte im Bewusstsein aufgehört, etwas Bedeutendes geschrieben zu haben. Etwas, was die Sache voranbringt und ich kann mich auch noch besinnen, dass ich froh war, den Grapefruchtsaft gekauft zu haben, weil Kettcar keinen einzigen Ton veräußert hatte.

„Er hat das nicht geschrieben. Ey, das ist mir zu blöd, Mann. Ich komm' wieder wenn du geschlafen hast und wenigstens ein bisschen Sinn deinen wertlosen Schädel durchwandert.“

Weg ist er. Zum ersten Mal in meinem Leben vermisse ich ihn. Ich sitze alleine vor dem Bildschirm, auf dem sich zehn Din A 4 Seiten lang Zeichen häufen, die ich noch nie gesehen habe. Nach einer Weile klicke ich „Format“ an. Die letzten benutzten Schriftarten: „Times, Arial, Courier, New York“. Die einzigen Schriftarten, die so einen Blödsinn fabrizieren können, sind die, deren Namen man nicht aussprechen kann, und soweit ich weiß, hab ich die noch nie benutzt, noch ist mir ihr Sinn klargeworden. Zapf Dingbats. Cerp45. Solches Zeug. Aber, und das ist der nächste Punkt, der mir ein komisches Gefühl in der Magengegend, zusätzlich zu meinen langsam abklingenden Armschmerzen beschert, auf dieser MacVersion von Word sind besagte Fonts überhaupt nicht installiert. Die Schriftzeichen sehen merkwürdig aus, es sind meistens kleine Wirbel und Kreise, und Konstrukte, die vage an Eiskristalle erinnern. Das könnte aber auch an dem *Eis ist Wasser und Wasser ist Eis* liegen, welches sich als nichts stützender

Stützpfeiler durch das Zeichenwirrwarr zieht, vielleicht wollte ich mit den Kristallen etwas ganz anderes darstellen. Ich? Das habe ich nicht geschrieben. Ich muss es geschrieben haben. Ich kann aber mit diesem Word auf diesem Mac keine derartigen Zeichen produzieren. Ich wollte etwas über Christian El Hamids Geschichte schreiben. Vorsichtig betaste ich den schmerzenden Nacken, während ich weiter ohne Fixpunkt den Bildschirm anstarre. Genau. Eine Hintergrundgeschichte, woher er kommt, was er für Ängste hat, seine Probleme, seine Vorlieben, vielleicht einen Gegner aus der Kindheit einbauen, der immer wieder auftaucht und den man allegorisch mit einer besonders lesergeeigneten Anti- Eigenschaft assoziieren kann. Stattdessen dieser Mist.

Wie in Trance ertaste ich den Ausschaltknopf. Bin unheimlich müde. Warum kann die verdammte Geschichte nicht einfach schon fertig sein? Der Raum wird dunkel und leise. Ich höre nur noch mein schweres Atmen, als ich in das Kissen knalle, alles ist weich und ruhig, gedämpfte Schreie von draußen vier Stockwerke tiefer tragen nur zum Gefühl der Geborgenheit bei. Viel zu weit weg, um gefährlich zu sein.

Es muss komisch sein, keine Hintergrundgeschichte zu haben.

Hier fängt Brights Geschichte an. Bright wurde im Jahr 2X, wobei X die Umdrehungen des Planeten Y um die Sonne Z innerhalb eines bestimmten Zeitraums darstellt, auf einer Raumstation geboren. Aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz besaß er Eltern. Menschliche Eltern, ein Luxus, der angesichts der 99,9 Prozent nichtmenschlicher Organismen im Weltall von geradezu göttlicher Qualität erscheint. Natürlich war der junge Bright weit davon entfernt, diesen Umstand entsprechend zu würdigen. Im Gegenteil, im Laufe seines Daseins als jugendlicher Homo Sapiens Sapiens überwältigte ihn mehr als einmal die kurzsichtige Erkenntnis, dass es sehr viel angenehmer wäre, mit mehr ausgerüstet zu sein, als ihm die Natur für den damals noch endlos lang erscheinenden Abschnitt „Leben“ mitgegeben hatte. Er hatte vier beste Spielkameraden, die sich alle auf mehr oder weniger subtilen Wegen um seine Gunst bemühten. Leider völlig umsonst, mit einem ordentlichen Schuss jugendlicher Paranoia ausgestattet, die wer

weiß woher den Weg in den Geist des Menschenkindes gefunden hatte, nahm er weder die Bewunderung seiner Freunde, noch ihre Versuche, zu ihm vorzudringen wahr, sondern fühlte sich stets unter Zugzwang. Der Drang, alle Wesen, die ihn umgaben, glücklich zu stimmen und damit verknüpft ein ständiges Schuldgefühl im Unterbewusstsein, diese Züge waren nicht stark genug, um Bright unglücklich zu stimmen, jedoch versagten sie ihm den Einblick in höhere Sphären des sozialen Miteinanders. Er behandelte jede Person immer, als würde er sie gerade erst kennenlernen, was bis zu einem Lebensalter von ungefähr zwei Zehntel X ganz in Ordnung ging, aber mit zunehmender Größe und geistiger Frische Brights von seinen Gesprächspartnern als Beleidigung aufgefasst wurde. Doch zurück zu den vier Spielkameraden des jungen Protagonisten. [zznnklirrrpuMMs] war derjenige, dem Brights Neid am heftigsten galt. Wenn hier von „er“ gesprochen wird, so möge man diesen unzureichenden Ausrutscher in der Sprache verzeihen, [zznnklirrrpuMMs] besaß nämlich kein Geschlecht. Seine Rasse pflanzte sich, wenn überhaupt, auf andere Weise fort, und überhaupt hatte Bright in seinem zarten Alter keinen blassen Schimmer von der Möglichkeit „Fortpflanzung“. Zurück zum Neid, [zznnklirrrpuMMs] besaß fünf Arme und ein riesiges Gehirn. Dieses schwamm, schon zur Geburt voll ausgewickelt, in einem zylinderförmigen Torso von stahlähnlicher Beschaffenheit, an welchem die fünf Arme mit ebenfalls an harten Stahl gemahnenden Greifern angepasst waren. Für die Fortbewegung auf der Station sorgte ein Kraftfeld, welches den Stahltorso stets auf der gewünschten Höhe schweben ließ. [zznnklirrrpuMMs] war nicht nur der Beste im Ringen, und es wagte keiner, ihm Beleidigungen an den Kopf zu werfen, nein, er besaß auch noch ein geistiges Spektrum, das dem von Brights Eltern schon zu seiner Jugendzeit um ein hundertfaches überlegen war. Nicht, dass ihn das arrogant gemacht hätte. Die fast schon aufreizende Gelassenheit des Wesens, welches sich ausschließlich durch Zeichensprache mit seiner Umwelt verständigte, war einer der Hauptgründe für Brights ewiges Misstrauen gegenüber seinem besten Freund. Wie konnte jemand, der fünf Arme hatte und ein Gehirn wie die Milchstraße, so zum Kotzen bescheiden sein? Nur all zu gerne hätte er getauscht, seine schwächlichen Extremitäten zum Teufel gejagt und



die nach einem Sprint über den vom Putzmittel metallisch glänzenden Korridore heftig pochende Brust durch den unerschütterlichen Stahltorso ersetzt. Brights frühe Jugendzeit war also geprägt von der Gier nach den Vorteilen der Anderen. Seine restlichen besten Freunde hatten ähnliche Vorzüge wie [zznnnklirrrpuMMs], es fand sich unter ihnen natürlich auch ein Schleimwesen, welches die Farbe ändern und sich bis ins Mikroskopische auflösen konnte, nur um einige Zeit später wieder schadenfroh um die Ecke zu schlabbern. Dieser beste Freund war der Meister im Versteckspielen, und zwar sowohl beim Verstecken als auch beim Suchen. Bright hätte einmal fast einen Schreikrampf bekommen, als er sich vorsichtig zum Abschlagpunkt, dem Kontrollraum, vorarbeiten wollte, und urplötzlich eine triumphierend blubbernde Schleimmasse von der Decke fiel und ihm in der Euphorie Nase und Augen verklebte. Dann waren da noch Bodos und Harros, zwei xenobotulanische Zwillinge.

„Zwillinge, Mann? Du bist doch nur zu faul, dir fünf einzigartige Freunde auszudenken. Das hat Enid Blyton besser hinbekommen.“

„Ah... da bist du ja wieder.“

„Nur um zu sehen, wann du wieder durchdrehst. Mach dir keine Hoffnungen, hilfreiche Kommentare sind bei dir eh für'n Arsch.“

„Ja... hier, ich habe eingekauft.“

„Endlich mal eine gute Nachricht!“

Xenobotulaner nennen sich die Bewohner des Exegon. Dieser Planet ist sehr klein. Um zu verhindern, dass er von innen her auskühlt und die ohnehin steinharte Bodenoberfläche zu fest wird, um etwas mit ihr anzufangen, haben die Xenobotulaner eine Magie entwickelt, die es ihnen ermöglicht, an einem bestimmten Feiertag zu einem planetenerwärmenden Ritual zusammenzukommen. Immer zwei Xenobotulaner fahren aufeinander zu und stecken ihre Regolkusmen in die Emaskaden des anderen. Während ein eigens zu diesem Zweck ausgebildeter Hohepriester die magischen Verse singt, verschmelzen die beiden Wesen ineinander. Die dabei freigewordene Energie wird über komplizierte technische Überbrückungsmaßnahmen Richtung Erdkern geleitet, damit dieser auch für das nächste Jahr

noch genügend Wärme trägt, um Leben zu ermöglichen.

Es gibt natürlich ein paar Probleme mit dieser Technik.

Zum einen wird sie jedes „Jahr“ durchgeführt. Da der Planet sehr klein ist, ist das kein sonderlich großer Zeitraum. Kombiniert mit der Tatsache, dass sich die Populationsgröße der Xenobotulaner nach jedem Ritual um fünfzig Prozent verringert, haben die Bewohner des Planeten Exegon seit jeher ein Bevölkerungsproblem. Um den rasanten Forderungen an die Nachwuchsproduktion gerecht zu werden, sind sie einer weiteren Notlösung auf die Spur gekommen. Die Spezies vermehrt sich durch Eisprung. Das bedeutet, wenn ein Xenobotulaner trüchtig wird, dann öffnet er eine kleine Klappe in seinem Metalltorso und katapultiert ein vorher gebrütetes Ei in die Welt hinaus. Dieses hat eine gummiartige Oberfläche und hüpft nun, von den Gesetzen der Schwerkraft ab der ersten Sekunde gebeutelt, hin und her, auf und ab, knallt gegen Wände, fällt in Ritzen, rollt durch Kanäle, versinkt auf den Tiefen der Miligorn-Schlucht. Schließlich bleibt es irgendwo liegen, Risse bilden sich über kurz oder lang in der Schale und schließlich und endlich schlüpft ein Xenobotulaner-Junges, der Metalltorso ist hier noch kupfern und weich, die sirrenden Roboter-Augen noch groß und vollkommen unschuldig. Auch auf dem Planeten Exegon hat die Zivilisation ihren Einzug getan und die meisten Xenobotulaner möchten ihren Jungen die Irritation ersparen, die es nach sich zieht, sein Leben in einem von Lava-Eruption und herabfallenden Steinen gekennzeichneten Umfeld ohne elterliche Fürsorge zu beginnen. Deswegen gibt es seit längerer Zeit Vorrichtungen, die das Herumhüpfen des Eis auf einen Raum beschränken. Raffinierte Architekten haben so lange getüftelt, bis sie eine Raumkonstruktion erstellt haben, die die kinetische Energie, die das Ei loswerden möchte, auf effizientestem Wege abfängt und am Ende den nur noch leicht rollenden Neugeborenen-Behälter in ein warmes Nest abfängt, dieses wird von Stahlgreifern gepackt und den wartenden Eltern übergeben, die mit ihrem Kind im Arm nach Hause rollen und glücklich „Forever Young“ von Alphaville auf ihren elektronischen Klangkörpern pfeifen.

Der Trick, den sich die Regierung, ja, auch fortpflanzungsfähige Roboterverschnitte auf fremden Planeten haben eine Regierung, nun ausgedacht hat, ist folgender: Das Ei wird zu Beginn der Brutzeit

mit einem Stimulanz geimpft. Dieses sorgt, wenn alles gut funktioniert und sich nicht bestimmte unkontrollierbare chemische Substanzen auf dem Weg zur Reaktion in die Haare bekommen, dafür, dass alle Xenobotulanerkinder Zwillinge sind. So ist die Populationshalbierung abgefangen, die Regierung kann ihre Notfallpläne gegen Überpopulation aus früheren Zeitaltern wieder einfrieren, und die Xenobotulaner können noch ein weiteres Jahrtausend lang sirrend und piepend ihre Einkaufsstraßen entlangfahren, bis schließlich in 948 Jahren, kurz vor der planetenweit angesetzten Feier zur Entdeckung des Röntgenstrahls, ein Komet den Planeten treffen und in einen Feuerball verwandeln wird.

Bodos und Harros wussten nichts davon, dass ihr Planet dem Untergang geweiht war, genauso wie 98 Prozent der universalen Bevölkerung die Gedanken über die Vergänglichkeit allen Seins, auch des planetaren, lieber ihren Wissenschaftlern überließen. Die beiden waren noch sehr junge Xenobotulaner, und ihre Lieblingsbeschäftigung war Telepathie. Natürlich ist es als Roboter, der einen Sender besitzt, dessen Frequenz zunächst auf die eigene Rasse eingestellt ist, die er aber mit genügend Übung auch ändern kann, ziemlich einfach, so etwas wie Telepathie durchzuführen. Nichtsdestotrotz war es für Bright, [zznnklirrrpuMMs] und Schleimwesen jedes Mal einige Runden des Staunens wert, wenn sie Bodos in eine Ecke gedrängt hatten und mit roter Farbe bemalen wollten - „das sieht viel besser aus, echt!“ - und genau in diesem Moment Harros um die Ecke rollte. Harros war der stärkere der beiden Brüder und er konnte seinen Stromkreislauf überbrücken, um ein bisschen davon ausschließlich in den rechten Zeigefinger seines Greifarms zu leiten. Die Runden des Staunens, in denen die drei Freunde ehrfürchtig verharrten, um der offensichtlichen Telepathie Rechnung zu tragen, verwandelten sich also sehr schnell in Runden der Agonie. Stromschläge sind für Im-Stahltorso-schwebende Superhirne, Menschen und Schleimwesen ähnlich unangenehm, und trotzdem wurde das Experiment, den armen Bodos rot anzumalen, nie ganz aus den Geanken seiner besten Freunde verbannt.

„Da fehlt noch einer.“

„Hm?“

„Er hatte fünf Freunde. Schleimfurz, Schwebe-Bimbo und Siam-Roboter sind nur vier.“

„Er hatte vier Freunde. Lies halt nach.“

„Das hast du geändert, da stand vorher fünf.“

„Kann ich jetzt bitte?“

„Pfff.“

Zusammen hatten die fünf Freunde viel Spaß auf ihrer Weltraumstation. Natürlich war es „ihre“ Station! Vielleicht gehörte sie insgeheim der „Megalus Science Corp“, die sie benutzte um irgendwelche Strahlenspektren des einfallenden Sonnenlichtes zu messen. Vielleicht waren Brights Eltern nicht hergekommen, um für immer hierzubleiben, und vielleicht hasste vor allem seine Mutter die leere, kalte Einöde, als die sich der Weltraum bei einem Blick aus den Fenstern präsentierte. Aber für Bright war es ein Paradies. Mit fünf Jahren kannte er alle Notausgänge, jedes Guckloch auf Kinderkopfhöhe und alle fünf schnellsten Wege von der Küche in den Maschinenraum. Er war vielleicht nicht der Allerbeste in allem in Bezug auf seine Freunde, aber er war ein Mensch in einer Station, die um die Erde kreiste, und somit war er in wichtigen Fragen so etwas wie ein Anführer. Es lebten nicht viele Wissenschaftler auf Beta-City, wie die Station von Harros und Bodos Vorfahr in einem feuchtfröhlichen Moment voller Maschinenöl und Heimatsehnsucht getauft worden war. Es waren ungefähr 20, und die wenigsten von ihnen hatten Kinder. Das Schleimwesen hatte überhaupt keinen „erwachsenen“ Gegenpart, es war auf seiner Heimatwelt ein angesehener Forscher, hatte sich aber auf dieser Mission aus Langeweile den Kindern angeschlossen. Sonnenspektralmessungen sind nicht sonderlich aufregend, wenn man einer Spezies angehört, die weder ausreichend Photo-Rezeptoren besitzt, um die Sonne wahrzunehmen, noch hinreichend ausgebildete Verbal-Organen, um sich den affenähnlichen Wesen dieses Planeten verständlich zu machen. So hatte Schleimwesen sich auf der Station umgesehen und schnell Freundschaft mit den anderen Exoten geschlossen. Zusammen waren sie so etwas wie der ständig sprudelnde Nährboden der Station. Es sprudelte: Leben, Fantasie, Abenteuer! Dinge gingen

verloren, Ferngläser zerbrachen, ein Kuchen wurde gebacken und einem gestressten Wissenschaftler ins Zimmer geschmuggelt, auf der Rückwand des Megalus-Materie-Mixers im Maschinenraum entstand über Jahre hinweg eine detaillierte Zeichnung der Szene, wie sie sich eines Tages bieten würde, wenn die Außerdimensionalen endlich ankämen, bei jeder wichtigen Sitzung des Kollegiums war mindestens ein Exot anwesend und drückte sich um das Buffet mit den Keksen, es wurden Streiche gespielt, Kriege mit Servicerobotern gefochten und mit offenem Mund gelauscht, wenn der Stationsälteste, ein langbärtiger Aboriginee namens Wulenso, seine Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen der Experimente zum Besten gab.

Bright liebte die Station innig. Er stellte sich vor, eines Tages einmal selbst so etwas zu bauen, ein Beta-City 2. Vielleicht würde ihm bis dahin noch ein besserer Name einfallen. Aber er hatte ja noch sowieso Zeit bis dahin, so viel Zeit, dass ihm ganz schummrig wurde, wenn er sich zum Nachdenken an seinen Lieblingsplatz zurückgezogen hatte. Der befand sich in der letzten Ecke der Kantine. Natürlich nur, wenn diese schon geschlossen hatte und Murphy, der Koch aus dem Mulusku-System, seine aus dem Kopf wachsenden Stielaugen zur Ruhe bettete. Dann war das große Licht ausgeschaltet und der Raum lag im Halbdüster. Die Tische aus ultraleichtem Hartplastik standen in Reih und Glied da, jede Tisch-Insel in ihre halbmondförmig umschließenden Sesselbänke gehüllt. Hinter dem Tresen blitzten die Anzeigen des Kühlsystems Lichtstrahlen über die Tischoberflächen, ein leichtes Summen begleitete den purpurnen Schein, in den der Raum dann getaucht war. Bright saß zu dieser Zeit gerne im hintersten Eck auf der Lehne einer Sesselbank, die so etwas wie ein Fensterbrett bildete zum abschließenden Fenster. Wenn man Kindergröße besaß und sich aufgrund der Vorzüge menschlicher Anatomie Platz sparend zusammenfalten konnte, dann saß man hier, wo zur Essenszeit heftige Diskussionen über die Relevanz von Zacken in Schwingungsdiagrammen geführt wurden, und konnte ungestört die Erde beobachten.

Die blaue Kugel hing blickfüllend im Fensterrahmen, über ihren schemenhaft durchscheinenden Kontinenten bewegten sich träge weiße Fetzen. Hier und da war sie völlig blau, und obwohl Bright

theoretisch wusste, dass das Wasser war, darunter Meeresboden und dann kam Gestein, so ähnlich war ihm das erklärt worden, schien ihm doch, dass das strahlende Blau die eigentliche Substanz der Erde darstellte. Wie konnte die Menschheit sich bedroht fühlen von den anderen Rassen im Universum? Kein Planet, den er bisher im Holodeck der Station gesehen hatte, war so blau wie die Erde. Komischerweise war das noch keinem der Wissenschaftler aufgefallen. Wenn Bright von dem Geplapper, das diese Leute täglich absonderten, mal etwas verstand, so schien es ihm immer um Farben zu gehen. Die Tönung einer Welle, das Funkeln eines Sterns, die Farbe des Lichtes, wenn es sich auf den Kontinentischen brach. Aber über die Erde hatte er sie noch nie ein Wort verlieren hören. Stattdessen wuselten sie um ihre Messinstrumente herum, unterhielten sich angestrengt über die Ergebnisse, die sie bekamen, wenn sie Fernrohre auf den Jupiter richteten. Bright mochte den Jupiter nicht besonders. Der Fleck war hässlich. Die Erde dagegen – ein wunderschöner blauer Ball, über den sich eine weiße Struktur bewegte, deren ausgefranste Ränder ihn an die Mandelbrot-Strukturen aus dem Mathematik-Unterricht erinnerten. Sicherlich lebten die Wolken. Materielles Bewusstsein gab es schließlich auch an anderen Stellen des Universums. Warum sollte man also so ein Gewebe, ein Geflecht von Bewegung, Form und Schönheit betrachten und nicht davon ausgehen, dass sich irgendein Sinn, ein Plan, ein Wille, hinter diesem Gleiten über der blauen Erdoberfläche versteckte? Sie hatten ihm erzählt, dass auf der Erde Menschen wohnten. Bright konnte und wollte sich das nicht genauer vorstellen. Zu langweilig der Gedanke, dass dort Milliarden von Beta-Citys existierten, zu hinkend der Versuch, das strahlende Blau unter ihm mit Metropolen voller Gestank und Elektronik zu verbinden. Es konnte sich alles da unten befinden. Oder nichts. Das war um einiges interessanter, gleichzeitig lenkte es nicht so sehr von der Aussicht ab. Zeit war, wenn die Sonne hinter dem blauen Ball aufging und die digital ausfransende Wolkendecke in gleißendes Licht tauchte. Das wurde immer intensiver, und je nachdem, wie hell es war, konnte man sagen: Jetzt ist es soundsoviel Uhr. Ab einem bestimmten Punkt wurde die Helligkeit weniger streng, formten sich

Schattenrisse und Konturen aus gleißendem Weiß über strahlendem Blau, weil die Sonne dem anderen Rand der Kugel entgegenstürzte und schließlich die Station in rotes Licht tauchte, als würde man die Welt durch ein Glas Rotwein betrachten. Wenn die Sonne nicht mehr zu sehen war, gab es auch keine Zeit mehr. Bright kannte natürlich Uhren. Sie wiesen dem Helligkeitsfenster über der Erde eine bestimmte Anzahl von „Ticks“ zu, die ein Pendel in ihrem Inneren vollführte, ein Zahnrad über eine Schlaufe sprang, ein Elektron über einen Halbleiter raste. Wenn die Sonne nicht mehr zu sehen war, zählten die Uhren die Anzahl von Ticks, die es dauerte, bis sie am anderen Ende der Kugel wiedergeboren wurde. Das Rot ihres triumphierenden Scheins schien zu schreien „Hah! Da bin ich wieder!“ und es war auf jeden Fall um einige Nuancen heller als das Rotwein-Rot der Abschiedszeremonie.

Die Uhren unterteilten diese Phasen in gleichgroße Abstände von „Ticks“, dann deuteten sie auf den Triumphator-Punkt und nannten ihn „Morgen“, der Rotwein-Punkt wurde zum „Abend“ und der Punkt, an dem Wolkendecke und Erdenblau beinahe in hellem Gleißeln verschmolzen, wurde mit „Mittag“ bezeichnet. Der Zeitraum, in dem für Bright keine Zeit existierte, war „Nacht“ für die Uhren. Einer Erdtradition folgend, legten sich die meisten wissenschaftlichen Mitglieder zu dieser Zeit zum Schlafen nieder. Sie erwachten, wenn die Uhren ihnen stolz mitteilen konnten, es sei jetzt „früher Morgen“ und man könne sich auf einen weiteren produktiven Tag voller Entdeckungen und Zacken im Wellenspektrum freuen.

Bright verstand das zwar alles mehr oder weniger, aber er fand es reichlich albern. Wenn man Zeit an der Sonne ablas, wieso las man dann Zeit ab, wenn die Sonne überhaupt nicht zu sehen war? Wozu das Alles? Man würde früh genug merken, wenn die Sonne wieder da war, und außerdem konnte man überhaupt nicht sagen, was mit der Sonne passieren würde, wenn man sie nicht sehen konnte. Sie war einfach weg, und mit ihr die Zeit, und ob sie wiederkommen würde und es ein „Morgen“ gäbe, das war jedes Mal, wenn sich das Rotweinrot über die Außenhülle der Station ergoss, mehr als fraglich. Deswegen war ja die Wiedergeburt der Sonne so triumphal, deswegen das um Nuancen hellere Licht, deswegen das helle Gleißeln der Wolken. Sie freuten sich einfach, die Sonne

wiederzusehen, denn schließlich war die Sonne eine ziemlich gute Erfindung. Die Solaranlagen der Station würden ohne Sonnenlicht nicht funktionieren, und dann hätten über kurz oder lang die Maschinen keinen Strom mehr, die aus der Pisse, die Bright und die anderen Menschen täglich absonderten, Trinkwasser herstellten. Vielleicht würden die Leute von den anderen Planeten nicht so schnell Probleme bekommen, ihre Maschinerien waren größtenteils nicht vom Sonnenlicht abhängig, aber sicherlich würden auch sie die Sonne vermissen.

Dieser ganze Käse mit den Uhren war jedenfalls umsonst, man konnte nur hoffen, dass die Sonne wieder auftauchen würde, und sich in der Zwischenzeit daran erfreuen, wie sich die Aussicht zu verändern begann, wenn es dunkel wurde.

Wenn die Zeit sich verabschiedete und mit der Sonne verschwunden war, wenn sich auch das letzte Fünkchen Rotwein-Sonnenstrahl mit dem Purpur der Kühlsystem-Armatur vermischt hatte und es nur noch leise in Brights Ohren summte, seine Beine eng an den Körper gezogen und die Knie umschlungen, dann machte das All einen Schritt nach vorne.

Überall funkelte es, brachen sich aus dem zeitlosen Samtmantel kleine Punkte Bahn, krochen winzige Wesen auf dem schwarzen Raum herum, die schnell wachsende Schwänze hinter sich herzogen, es wuselte hier, es prunkte da ein dicker Stern mit einem durch Fusion herangezüchteten Bauch, die Milchstraße verdichtete sich von einem unterbewusst schlierenden Streifen zu einer silbern prunkenden Front, die mit Zunahme der Intensität des Lichtes die umgebenden Sterne wie eine interstellare Schneeräum-Maschine zur Seite zu fegen begann. Die Scheibe, durch die Bright mit angehaltenem Atem starrte, veränderte ihre Rolle vom durchlässigen Medium hin zu einem Kaleidoskop, sein eigenes Spiegelbild im matten Licht gegen die überall aus dem All brechenden Diamanten, die ihrerseits Lichttricks vollführten, die Farbe wechselten und sich innerhalb von Sekunden von einem Ort zum anderen teleportieren konnten.

„Du allein wirst Sterne haben, die lachen können.“ Der Satz war aus einem Buch seiner Mutter, und er war so wunderschön, dass Bright den Drang bekämpfen musste, seinen Kopf mit Wucht gegen die Scheibe zu schlagen.



Sie lachten nicht nur, sie spielten miteinander, vollführten Kunststücke, bildeten Gruppen, zankten sich, vertrugen sich wieder, wuchsen, schrumpften, verschwanden, brachen an anderer Stelle wieder hervor, und riefen ihm in einem fort zu, sich doch zu ihnen zu begeben.

„Spiel mit!“ „Komm schon, Langweiler!“ „In der Kantine hocken kannst du auch später noch.“

Bright wäre ihren Aufforderungen liebend gerne gefolgt, aber die Schauergeschichten von einem Weltraum ohne Luft und den unangenehmen Auswirkungen, die Unterdruck auf die Augäpfel haben sollte, hielten ihn jedes Mal davon ab. Leider gab es auf der Station keine Raumanzüge für Kinder und es interessierte sich auch keiner derer, die das gekonnt hätten, dafür, einen zu bauen. Vielleicht war das auch ganz gut so. Er liebte es, an diesem Ort zu sitzen. Wer wusste schon, ob er es immer noch lieben würde, wenn er einmal dort draußen gewesen war, ob es ihn nicht für immer und ewig wieder dort hin ziehen würde, und sein Lieblingsplatz dann für immer verloren wäre. Er konnte sich ein Leben ohne seinen Lieblingsplatz einfach nicht vorstellen, und so steckt er sich bisweilen einfach die Finger in die Ohren, wenn die Sterne zu sehr nervten.

Wie alt war Bright mittlerweile? Ungefähr in den Zwanzigern. Vielleicht. Es war eine Menge passiert und er hatte eine Menge vergessen. Das lag möglicherweise daran, dass das menschliche Hirn nur einen begrenzten Umfang an Erfahrungen aufnehmen konnte, wenn es konstant neue Erlebnisse geliefert bekam. Es überschrieb dann einfach Dinge, die passiert waren, mit Dingen, die so hätten passieren können, und die man sich leichter merken konnte. Zum Beispiel erinnerte sich Bright fast überhaupt nicht mehr an seinen Aufenthalt auf Megalus Science Corp Beta City. Irgendwann waren seine Eltern auf die Erde zurückgekehrt und er hatte Geschwister bekommen. Außerirdische gab es auf der Erde überhaupt keine, warum auch immer. Dafür gab es Fernsehen, Computerspiele und Gardinen. Im Fernsehen sah man, wie Menschen aus anderen Erdteilen verhungerten, während man sich darüber stritt, welcher Fußballverein in der nächsten Saison Meister werden würde. Schließlich hatte es ein paar Jahre gegeben, in denen Bright

geglaubt hatte, er würde bald sterben. Leider versagte sein Gehirn beim Versuch, diese Erinnerungen aus dem Gedächtnis zu streichen, sie hatten sich eingebrannt und kehrten zu allen möglichen unmöglichen Zeitpunkten wieder, um ihm einen Schrecken einzujagen.

Seine Familie war an einer Seuche gestorben. Sie hatten im Fernsehen davor gewarnt, hatten Milliarden dafür ausgegeben, die Bevölkerung zu impfen, hatten sich in der Berichterstattung gierig auf jedes Opfer der Seuche gestürzt, um mehr Geld mit den Verkäufen des Impfstoffes herauszuschlagen zu können und so den Haushalt für das laufende Jahr vielleicht doch noch ausgleichen zu können.

Leider Gottes waren insgesamt recht wenige Menschen der Krankheit zum Opfer gefallen. Man konnte also, nachdem der erste Hype abgeklungen war, nicht mehr guten Gewissens von „Seuche“ sprechen. Zu einer Seuche gehört nun einmal, dass eine Menge Menschen daran sterben. In Zeiten der Überpopulation und der generellen Fragmentierung des Kulturbewusstseins der westlichen Bevölkerung war es noch schwieriger, so etwas wie eine Massenangst ohne konkrete Beweise über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Beim Terrorismus funktionierte das zunächst ganz gut, weil ein paar todesmutige Rächer irgendeines toten Gottes sich ein Flugzeug geschnappt hatten, und der Menschenwelt damit demonstrierten, dass auch totalitäre Überwachungsstaaten keinesfalls ein lückenloses Luftabwehr-System bereitstellen konnten. Man hatte ein konkretes Argument, warum man Scanner brauchte, die die Furunkel der Menschen durch alle Kleidung hindurch erkennen konnten, oder warum die Budgets für die Polizeitruppen der verschiedenen Staaten in den folgenden Jahren mindestens verdoppelt werden mussten. Glücklicherweise waren in dem Zwischenfall vor allem Zivilisten umgekommen, so das jedem Ängstlichen schnell klar war - hier ging es um Leben und Tod. Die Seuche, die Brights Familie innerhalb von fünf Tagen sehr eloquent dahingerafft hatte und mysteriöserweise bei ihm nicht anschluss, hatte dagegen keinen solchen Aufhänger mitgebracht. Die Gefahr war real, sie war offensichtlich durch Vorsichtsmaßnahmen zu umgehen und sie bot Potential für Jahre voller geängstigter Konsumenten, die bereitwillig alles kaufen würden, was ihnen die

Mediziner so anböten. Trotzdem, der Haken blieb: Es starb fast niemand daran. Es wurde zunehmend schwierig, Geld damit zu verdienen und schon sprangen die ersten großen Investoren der Impfkampagne ab und investierten in die Entwicklungen von Cloud-Surfing, einer Technik, mit der man seine EMail im Internet würde speichern können. Die Seuche verschwand dann relativ schnell wieder aus der täglichen Berichterstattung und wurde zu einer Anekdote, über die sich Medienwissenschaftler ab und an grinsend beim Kaffee unterhielten.

Nur - seine Eltern waren tot, seine Geschwister waren tot und seine Großeltern lagen gerade in den letzten Zügen eines natürlichen Todes. Innerhalb von fünf Werktagen war Bright alles genommen worden, was er bisher auf der Welt besessen hatte. So etwas kennzeichnet einen, egal, wie alt man ist. In der Welt der vielleicht Zwanzigjährigen macht einen so etwas zum roten Warnlicht, vor dem der Rest der Menschheit mit unauffälligen Seit-Schritten zu flüchten beginnt.

Alle sind dabei, zu überlegen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen. Alle versuchen, aus den Erinnerungsteilen ihres bisherigen Lebens eine Richtung abzulesen, stochern in den Eingeweiden des Empirie-Orakels nach Hinweisen auf ihre Zukunft. Sie möchten wissen, wer sie sind. Wer sie nicht sind. Was man zu tun und zu lassen hat. Wie es die Eltern zur Hölle nochmal geschafft haben, soviel Geld auf einmal anzuhäufen. Was die Eltern falsch gemacht haben und ob es vorherbestimmt ist, dass man das gleiche Schicksal erleidet. Welcher Weg der „richtige“ ist. Übergreifend und für einen selbst. Ob Vegetarismus der moralisch wertvolle Weg Richtung Selbstfindung sein könnte. Wer trotz der global niedergedrückten Stimmung noch bereit ist, an etwas zu glauben. Wer gerade twittert, wer sich am Besten im Facebook ausdrücken kann, ohne seine kommende Stellung beim potentiellen Arbeitgeber durch anrühige Fotos zu gefährden. Auftritt Bright.

„Ich habe meine Eltern verloren. Meine Geschwister übrigens auch.“

Stille. Unruhiges Rascheln in den vorderen Reihen. Stirnrunzelnd späht er ins Rampenlicht, rückt sich die drückende Krawatte zurecht.

„Ja, das ist ziemlich Klischee, nicht? Der einsame Held, ganz allein auf der Erde, mit genügend Geld aus der Lebensversicherung, um sich ein gutes Leben zu machen.“

Die ersten bösen Blicke. Annähernd sechzig Prozent der Anwesenden sind der Meinung, dass sie gerne mit dem Sprecher tauschen würden. Vor allem wenn sie an den Kaffee bei den Schwiegereltern denken, zu dem sie am Sonntag eingeladen worden sind. Die anderen vierzig sind erstmal einfach nur irritiert.

„Ich weiß auch nicht, was ich euch erzählen soll. Alles, was ihr erzählt, macht keinen Sinn für mich. Ich kann daraus nur schließen, dass alles, was ich euch erzähle, keinen Sinn für euch machen wird. Ich meine, es ist schwierig, sich nicht wie eine Primadonna zu benehmen, wenn man seine Familie verliert. Ich verstehe, wovon ihr redet und ich verstehe auch, nach welchen Gesetzen ihr handelt. Ich verstehe nur nicht, warum genau so und nicht anders? Alles was ich über mich selbst sagen kann, ist: Ich habe meine Familie verloren. Alles was ihr sagt, macht keinen Sinn für mich. Ich bin der festen Überzeugung, dass ich vorher nur so getan habe, als würde ich verstehen, was ihr sagt und als gäbe es jetzt keinen Grund mehr dazu. Was wollt ihr von mir? Warum soll ich zu euch sprechen? Braucht ihr einen Clown, der euch erheitert, einen Menschen, der euch die Wahl erleichtert, weil ihr fünfhundertdreiundsiebzig Variationen eures Lebens markieren könnt und danebenschreiben „So nicht!“?“

Er hat vergessen, was er sonst noch erzählen wollte. Müde späht er ins schräg in seine Augen stechende Rampenlicht. Der Saal leert sich. Freundlich reservierte Blicke von denen, die noch geblieben sind. Sie lassen ihn reden, weil sie ihm die Chance geben wollen, seinen Standpunkt zu vertreten. Sie glauben daran, dass er etwas zu sagen hat. Er muss sie enttäuschen.

„Ich wollte etwas erzählen. Schließlich habt ihr gefragt. Leider habe ich völlig vergessen, was es war. Es war wichtig.“

Der Souffleur gibt ihm ein Zeichen, dass es besser wäre, die Show jetzt abubrechen. Er ist über ein Headset mit dem tobenden Theaterdirektor verbunden, dessen Stimme bis auf die Bühne zu hören ist, wie sie den darstellbaren Frequenzbereich des Billigkopfhörers sprengt. Der Direktor fürchtet natürlich um seine Einnahmen. Da ist er auch im Recht, jetzt sitzen nur noch

ein paar Menschen im Publikum. Vereinzelt Flecken zwischen gähnendem Grau hochgeklappter Unterseiten von Auditoriumssitzen. Einer macht ein Foto von Bright und lächelt wissend. Bright sieht noch einmal in die Runde, dann winkt er ab und verschwindet von der Bühne.

In diesen Jahren, er kann im Nachhinein nicht genau sagen, ob es zwei waren oder drei, hatte er eine Menge Dinge getan, die er heutzutage nicht mehr richtig verstehen konnte. Jeder Tag war neu. Jeder Tag brachte Abenteuer mit sich, und er konnte sich mit jedem Tag ein Stückchen mehr erinnern an seine Tage auf der Forschungsstation. An jedem Morgen wurde Bright durchflutet von einem Adrenalinschub, der ihn bis zum Abend auf den Beinen hielt, und den er durch das Verfolgen von komplizierten Projekten zu kompensieren versuchte.

Eine ganze Zeit lang hatte er einen Mord an der Kanzlerin geplant. Es hatte Monate gedauert, einen Waffenhändler ausfindig zu machen und schließlich hatte er sich ein Scharfschützengewehr kommen lassen. Der DHL-Bote, der ihm das längliche Paket aushändigte, war ein hagerer Mann aus dessen Augenringen ein Hunger blitzte, der Bright an die Hurrikan-Opfer aus dem Fernsehen denken ließ. Er hatte ein Gerät dabei, auf dessen Eingabefeld man per Stift eine Unterschrift hinterließ, die später kein Mensch würde lesen können, weil das Feld nur jeden zweiten Strich als Eingabe interpretierte. Danach drückte der Bote ein paar Tasten und das Ding gab ein Piepen von sich: Transaktion akzeptiert.

Bright brachte das Paket in die Küche. Das Licht, was den langen Weg von der Sonne durch das Weltall durch die Atmosphäre durch die Wolken durch den Smog durch die Fensterscheiben zurückgelegt hatte, verwässerte die Farben der Einbauküche und ließ alles in einem blutleeren Grau erscheinen. Die Waffe war sorgfältig verpackt worden. Nachdem er die gefühlten fünfzehn Klebestreifen entfernt hatte, die das Paket zusammenhielten, musste er noch einen Bausch Packpapier entfernen, bis sich aus dem Wirrwar eine hölzerne Box aus Ebenholz schälte.

Sie hatte silberne Beschläge, die trotz des fahlen Lichtes in der Küche glitzerten, als kämen sie direkt aus einer Mine in Südafrika. Das Holz selbst war perforiert, es machte den

Anschein, als würde es mindestens einen Tropensturm unbeschadet überstehen, auf dem Deckel war das Logo der Firma hineingestanz worden. Ein Lorbeerkranz, der die Buchstaben RR umrahmte und ihnen so einen majestätischen Glanz aufdrückte. Die Scharniere sangen leise, als der Deckel aufsprang.

Im Inneren eine Broschüre. Russia Rifles - Trusted Quality since 1875. Die Firma wurde im Winter von einem Adeligen gegründet, der keine Lust mehr hatte, aufgrund seiner Kurzsichtigkeit nie eine Gans zu treffen. Um der zunehmenden Fettleibigkeit seines treuen Jagdhundes entgegenzutreten, hatte er eine neue Form von Zielfernrohr erfunden - eines, was das Licht durch eine neuartige Anordnung der Linsen so ausfilterte, dass das fokussierte Ziel durch Kontrastierung von seiner Umgebung abgehoben wurde. Somit war egal, ob der Vogel vor einer Wolke flog: Was dem zielenden Auge normalerweise als flüchtendes Grau vor weißgrauem Dunst erschienen wäre, wurde nun zur gestochen scharfen Ansicht einer heftig mit den Flügeln schlagenden Graugans, die ihren Kurs auf Südamerika zu halten versuchte, während ihr der Nordostwind um den Schnabel wehte.

Der Name des Adeligen schien auf den ersten Blick russisch, jedoch sah er verdächtig danach aus, als hätte jemand der PR-Tauglichkeit in Bezug auf westlich-vermögendes Publikum nachgeholfen. Keine unmöglich auszusprechenden Konsonantenketten, ein Ypsilon am Ende, ein Ro am Anfang. Sicherlich wollten Russia Rifles ihre Vertraute Qualität nicht dadurch beflecken, dass sie das Vorstellungsvermögen des Empfängers unnötig strapazierten. Auf der Rückseite noch der obligatorische Hinweis darauf, dass 1,2 Prozent des Erlöses aus dem Kauf der Waffe an ein humanitäres Projekt gehen würden. Sogar der Link zur Website desselben war angegeben, was im Vergleich zu den sonstigen Hinweisen dieser Art auf Verkaufsbroschüren schon fast eine Art Luxus, ein väterliches Zwinkern in Richtung Knigge, darstellte. Schließlich hob Bright eine samtene Decke in die Höhe, unter der sich blanker Stahl in seine Hände reckte. Die Waffe war tatsächlich sehr sorgfältig hergestellt worden, nicht ein Kratzer, kein krummer Lauf, und das Zusammenbauen der Einzelteile stellte sich als kinderleicht heraus. Im Gegensatz zu einem IKEA-Schrank musste man nicht einmal sonderlich viel schrauben oder hämmern, das Zielfernrohr

wurde auf einer Schiene aufgesteckt und gab ein Klacken von sich, auch die restlichen Teile schlossen auf beruhigende Art sofort eine Verbindung miteinander, sobald man sie in der auf der Betriebsanleitung angegebenen Weise zusammenführte.

Nachdem er die Waffe hatte, war der Rest des Plans eigentlich ganz leicht. Er würde sich mit dem Ding in einem der Dörfer einnisten, in dem die CDU ihre Wahlkampfveranstaltungen abhielt. Auf dem Dach einer Scheune, beispielsweise. Wenn die Kanzlerin dann, umgeben von Bodyguards und die Menge mit ihrem wissenden Lächeln teilend, von der Limousine in Richtung Bierzelt schritt, würde er anlegen, ausatmen, zielen und abdrücken. Wie das funktionierte, wusste er schließlich aus unzähligen Filmen, in denen namhafte Regisseure ihre Kriegsfantasien ausgelebt hatten. Es dauerte in den folgenden Monaten ein bisschen, bis er an die genaue Wahlkampfroute der Kanzlerin herangekommen war, aber schlussendlich wusste er, dass sie an einem ganz bestimmten Tag zu einer ganz bestimmten Uhrzeit auf dem Dorfplatz von Senefeld in Oberfranken eine Rede halten würde. Der Zug von Berlin nach Senefeld war nur spärlich gefüllt. Seit die Führung der Deutschen Bahn, auch von den letzten guten Geistern verlassen, die sie zum einzigen nennenswerten Deutschen

Langstreckenpersonentransportunternehmen gemacht hatten, die Preise für die Karten quasi verdoppelt hatte, fuhren nur noch diejenigen mit der Bahn, die unbedingt mussten. Der Rest nahm das Auto, um in kilometerlangen Staus über die Ergebnisse der Klimakonferenz zu schimpfen, und dem Popcorn auszuweichen, was der Nachwuchs vom Rücksitz aus auf sie schleuderte.

Die Reise dauerte Stunden, in denen Bright aus dem Fenster starrte, die Sonne bewunderte, die in unregelmäßigen Abständen durch den Tannenwald blitzte, und ab und zu den Kopf hob, wenn jemand vorbeilief. Er verspürte zu diesem Zeitpunkt unheimliche Lust, eine Frau kennenzulernen, denn seitdem ihn eine marketinguntaugliche Seuche vom Rest der Menschheit getrennt hatte, war sein Kontakt zum anderen Geschlecht auf das Lächeln der Netto-Verkäuferin beschränkt, die ihm seine Wocheneinkäufe in eine gelbe Tüte packte.

Dementsprechend fordernd waren seine Gedanken, dementsprechend genau betrachtete er jeden Arsch, jedes Paar Brüste, jedes lange

Haar, jedes Zeichen von dem, was in seinem Kopf unter „Weiblichkeit“ abgelegt war, während er im Geiste über den langen Lauf seines Scharfschützengewehres strich.

Tatsächlich befand sich die Waffe in einer Sporttasche, die er zwischen seine Beine geklemmt hatte, eingewickelt in ein paar Badehandtücher, obenauf ein Krimi, in dem eine „weibliche“ Detektivin – lange Haare, große Brüste, praller Hintern – den eindeutig männlichen Bösewicht durch einen dunklen Wald verfolgte und alle paar Meter stehenblieb, um darüber zu philosophieren, warum die Menschen so unzufrieden waren mit ihrem Leben, wenn es doch so unberührte Dinge wie eben jenen Wald gäbe. Der Mann hatte ein paar Teenager, ob weiblich oder männlich wurde im Buch nicht spezifiziert, gefangen, zerschnitten und gegessen, und wurde am Ende in einer dramatischen Szene auf der Klippe eines Wasserfalls von der Heroine gestellt, die ihm dann den finalen Schuss versetzte und seinem trudelnden Körper zusah, wie er unten aufschlug und in den See hinabgerissen wurde.

Bright hätte in diesem Moment alles dafür gegeben, von einer derart aufreizenden Vertreterin der „weiblichen Rasse“ verfolgt zu werden, vielleicht hätte er keine Teenager gegessen, aber nun ja. Auf der anderen Seite war er ja gerade dabei, ein richtiges Verbrechen zu begehen und vielleicht würde er die Frau aus dem Krimi zugeteilt bekommen, die ihn dann durch den Teutoburger Wald hetzte, das wallende Haar voller Kletten und die Füße in den schicken Tretern wundgelaufen, die Wangen hochgerötet und die Augen blitzend, bis sie ihn schließlich am Fuße eines Felsens zur Strecke bringen würde.

Er schaltete sein Handy aus und warf es weg, als der Zug in Senefeld Bahnhof einfuhr. Vögel zwitscherten schief von den Dächern hinab, es klang ihm, als wären sie allesamt zu früh aufgestanden. Den Gurt der Sporttasche geschultert, der Gewehrkolben stieß ihm beim Laufen unangenehm gegen die Hüfte, schlenderte er den Ort hinab. Hier war noch nichts zu merken vom Wahlkampf. Es war ungefähr Mittwoch, ungefähr 18 Uhr, ungefähr drei Tage vor dem großen Ereignis. Auf dem Marktplatz, komplett mit Kirche, Gasthaus und Scheune, waren drei Männer dabei, den Dreck wegzufegen, den der Winter hinterlassen hatte. Sie trugen orangene Jacken mit weißen Reflexionsstreifen, ab und an hielt



einer inne, wischte sich den Schweiß aus der Stirn und sagte etwas zu seinem Kollegen. Ein Mädchen, gehüllt in einen Kapuzenpullover und eine warme Jacke, saß auf den Treppen der Kirche, der Gottesdienst schon lange vorbei, sie hatte Kopfhörer in den Ohren und betrachtete die Wolken. Es roch nach Blumen, warm und nach einem sanften Wind, der von weit hergekommen sein musste.

Bright hatte die Scheune gemietet, das war nicht schwer gewesen. Mit dem Geld, was ihm seine Eltern und die Versicherung hinterlassen hatte, hatte er sich problemlos als Sohn eines Händlers ausgeben können, der von Papa die Aufgabe zugetragen bekommen hatte, im Umschlagplatz Senefeld ein bisschen Getreide zu lagern. Der Bürgermeister der Stadt war ein ziemlich dicker Mann mit lustigen Augen und roten Wangen, der ihn sehr herzlich begrüßt und natürlich sofort auf die Wahlkampfveranstaltung der Kanzlerin am nächsten Wochenende hingewiesen hatte. Bright besorgte sich den Schlüssel vom Besitzer des Wirtshauses, den er im Hinterzimmer seines sehr schön hergerichteten Schankraums - alter Stil, viel Holz, poliert, ausgestopfte Wildschweinköpfe und billiger Kitsch von der Alm - antraf. Der Mann starrte zufrieden auf eine Folge von „Two and a half Men“, die ihm versicherte, dass Fremdgehen in einer Ehe an sich kein Problem sei, wenn man sich den weitreichenden Konsequenzen für sein eigenes Wohlbefinden von vornherein bewusst wäre.

„Ah. Sie sind das. Na, willkommen in Senefeld, würde ich mal sagen!“

„Ich danke Ihnen. Eine schöne Stadt, haben Sie da. Ich hoffe, ich werde noch oft hierherkommen.“

„Das will ich meinen! Senefeld gehört nicht umsonst zum Kulturgut unseres Landes, wissen Sie. Vor nem halben Jahr war einer von der U.N. hier, der hat mir erzählt, dass sie überlegen, die Stadt in die schützenswerten Kulturdenkmäler... naja, diese Liste, sie wissen schon.“

„Ja, ich denke schon. Das hat sie aber auch verdient.“

„Allerdings, allerdings. Ähm... Der Schlüssel, richtig?“

„Oh, das wäre wirklich sehr nett. Wenn es keine Umstände macht.“

„Überhaupt nicht. Hören Sie, ich heiße Kurt. Mein Gasthaus hier, das hat schon meinem Urgroßvater gehört, wissen Sie.“

„Wirklich? Sieht gar nicht so alt aus.“

„Hohoho, na Sie sind mir einer! Da können Sie aber glauben, dass da einiges an Arbeit drin steckt, dass das so aussieht. Die Sabrina, das ist meine Frau, und ich, wir möchten schließlich auch stolz darauf sein, was wir dem Gast präsentieren.“

„Ja. Cool. Hm. Ich meine, ich hätte auch gerne ein Gasthaus. Es muss schön sein, wenn alle einen kennen und man den Leuten etwas bieten kann. Ich meine, Betten, Essen, und das alles.“

„Mmhja. Hier ist ihr Schlüssel!“

„Ich heiße Friedrich.“

„Oha, ein Preiß?“

„Nein, nein, nur Eltern...“

„Hah! Ja, Namen kann man sich nicht aussuchen, wie? Hören Sie, kommen Sie doch heute abend nochmal vorbei, dann stell' ich Ihnen meine Frau vor. Dann sitzen wir ein bisschen und quatschen.“

„Okay.. klar, ja, vielen Dank.“

„Um sieben?“

„Ja, okay. Sieben Uhr.“

„Genau. Also bis dann.“

„Man sieht sich. Vielen Dank nochmal.“

„Da gibts nichts zu danken! Bis heute abend.“

Draußen fuhr ein BüMM vorbei. Es war ziemlich schnell, und so konnte Bright nicht wirklich sehen, was es war, er hielt es für einen nicht ganz zur Ortschaft passenden Mercedes. Hinter ihm hörte man Kurt, den Wirt des Gasthauses „Zum Ochsenknecht“, vernehmlich über die jugendlichen Raser heutzutage brummeln, bevor er sich wieder seiner Fernsehserie zuwandte.

Das Tor der Scheune war riesig. Hier würde ein Mähdrescher durchpassen, das war wahrscheinlich auch so gedacht. Auch ein tanzender Elefant hätte mit der Höhe keine Probleme gehabt, was sicherlich nicht so gedacht war. Das offensichtliche Problem, betrachtete man das Scheunentor und seine Umgebung, war, dass der Rest des Marktplatzes nicht wirklich ausgelegt war für die Ankunft von großen Transportwagen. Es gab eine größere Durchfahrt, das war die Hauptstraße, die sich durch ganz Senefeld zog, vom Marktplatz am Bahnhof vorbei, bis zum Ende der Kleinstadt. Auf der anderen Seite verließ sie den Platz, um sich

dann noch eine Weile durch das bisschen Kommerzzone, was man als Kleinstadt brauchte, zu bahnen, und schließlich übers Land den Weg zur Autobahn zu suchen.

Ansonsten führten verschiedene Gässchen auf den Platz, neben der Kirche befand sich ein Freiraum, durch den man hindurchlaufen konnte, hinter dem Gebäude ein riesiger Garten mit Apfelbäumen, der sich dann langsam in versetzt stehenden Häusern verlief. Hier würde man höchstens mit einem Kleinlaster hinkommen, für LKW-artige Unternehmungen war die Hauptstraße einfach zu eng. Zum Glück hatte Bright keinerlei geschäftsmännische Ambitionen, ihm reichte es, im obersten Stockwerk der Scheune einen wie für Scharfschützen geschaffenen Ausguck vorzufinden, von dem aus er den Platz, die Kirche, das Gasthaus, und das kleine Rathaus, welches sich fast verschämt an die Seite seines gastronomischen Bruders drückte, gut ins Visier nehmen konnte.

Die Scheune selbst war ordentlich gehalten worden, es gab viel Raum, zwei Stockwerke plus Dachboden. Hier hätte man sicherlich sehr viele ökonomisch wertvolle Dinge tun können, doch er saß nur eine Weile am Ausguck und beobachtete das Mädchen, wie es die Wolken beobachtete.

Sie war höchstens vierzehn, und er verstand im abstrakten Sinn, dass es in seinem Alter moralisch falsch war, sie begehrenswert zu finden. Glücklicherweise versteckte sie ihren Körper unter mehreren Lagen von Kleidungsstücken, und so bewunderte er eine Ewigkeit lang ihr Gesicht. Sie starrte in die Wolken, schloss ab und zu die Augen und lauschte der Musik und schien sich auf den Stufen der Kirche pudelwohl zu fühlen. Zum Glück hatte Bright an alles gedacht und neben dem Zielfernrohr auf seiner Waffe auch noch ein Fernglas mitgenommen, er rückte mit seinem Stuhl ein Stück weg vom Fenster und war so von unten im Halbdunkel des Speichers nicht zu sehen. Die drei Männer waren schließlich fertig mit ihrer Arbeit, einer winkte der Sonnenbaderin zu, einen Gruß, den sie mit einem Grinsen und dem lässigen Heben der rechten Hand erwiderte, dann legten die Arbeiter unter Gelächter und Witzen ihre Kluft ab, um geschlossen im Gasthaus zu verschwinden.

Es war Viertel vor Sieben. Die Kirchturmuhur ließ da keinen Zweifel. Bright begab sich also nach unten, ins Wirtshaus. Kurt

hatte einen Kreis mit den Arbeitern gebildet und er hielt Wort: Er stellte Bright seine Frau vor, stellte ihm auch noch gleich alle drei Männer vor, die ihrerseits unglaublich freundlich schienen und ihn baten, sich doch zu setzen und mit ihnen zu trinken. Zusammen saßen sie da, und die lästige Zeit begann endlich wieder, zu verschwinden, während er, vor ihm ein riesiger Bierkrug, den Geschichten der Menschen lauschte. Je länger er an diesem Tisch saß, um so mehr Leute kamen in die Kneipe. Sabrina und Kurt hatten schließlich alle Hände voll zu tun, und so war es unvermeidlich, dass Bright in Gespräche mit gut der Hälfte von Senefelds Bevölkerung verwickelt wurde.

Wie denn das Wetter in Berlin sei. Was denn sein Vater früher so gemacht hätte. Ob er plante, auch von den lokalen Bauern etwas zu kaufen, oder ob die Scheune nur als Zwischenlager gedacht war? Andauernd glaubte er, auf der Hut sein zu müssen, sich durch ein falsches Wort zu verraten und suchte immer wieder misstrauisch nach Zeichen der Missgunst in den vom Wein geröteten Augen seiner Tischnachbarn. Doch die wollten tatsächlich nur wissen, wer er war. Und so erzählte er es ihnen eben. Es wurde auf die Schulter geklopft, noch ein Bier bestellt. Natürlich war mittlerweile sein Lebenslauf etwas durcheinandergeraten, er hatte nicht die gesamte Familie, sondern nur Mutter und Schwester verloren, mit seinem Vater und seinem Bruder ein eisernes Gespann gebildet, was sich aufgemacht hatte, Deutschlands Landwirtschaft wieder auf Vordermann zu bringen. Das kam gut an und als ihm vom Bier bereits der Kopf dröhnte, hatte er mehr Namen und Verwandtschaftsbeziehung aufgetischt bekommen, als er sich in zwei Leben je hätte merken können.

Kurt war ein nie wankendes Schiff in einer rauen See von durstigen Mäulern, er erkundigte sich hier nach dem Befinden, nahm dort mit ernster Miene eine Bestellung auf, verabschiedete einen Freund mit „Grüße an die werte Gattin!“ und fand zwischendurch sogar noch Zeit, der eigenen Ehefrau ein paar freundliche Blicke zuzuwerfen. Während Bright ihn beobachtete, am Tisch wurde gerade diskutiert, ob der Besuch der Kanzlerin am Wochenende ein gutes Zeichen für den wirtschaftlichen Aufschwung Senefelds sei, wurde ihm eines klar: Solange Kurt und Sabrina zusammenblieben, würde dieses Gasthaus florieren. Die beiden

strahlten eine Ruhe aus, wie sie nur jemand empfinden und weitergeben kann, der sein ganzes Leben an einem Ort zubringt, sich dessen bewusst und damit zufrieden ist.

Sie erinnerten Bright an ... nichts. Er konnte sich nicht erinnern, so etwas schon mal gesehen zu haben.

Der Abend rückte voran. Jemand hatte die Läden geschlossen. Kerzen flammten auf, kleine Lichter im lachenden Dunkel des Raums. Die Wände rückten ein Stück zusammen. Ein Hirschkopf öffnete träge ein Auge und zwinkerte Bright zu.

An der Türe gab es großes Hallo - eine Familie war angekommen. Die Eltern hatten rote Wangen vom Spazierengehen und die beiden Kinder - Mädchen und Junge, im gleichen Alter, ungefähr vier Jahre - wurden prompt von den nächstsitzenden Erwachsenen in Beschlag genommen, hochgehoben, gestreichelt, in die Wange gekniffen, weitergereicht. Bright verspürte das spontane Bedürfnis, sich an die massige Schulter seines Tischnachbarn zu schmiegen, ein LKW-Fahrer aus dem Nachbardorf, und nahm das als Zeichen, die Toilette aufzusuchen.

Hier stand er eine ganze Weile vor dem Waschbecken und betrachtete das Spiegelbild.

Im Spiegel war ein Sprung. Wie einer dieser Risse in der Windschutzscheibe, vor denen die Werbung neuerdings so eindringlich warnte. Carglass repariert. Tauscht aus. Lala. Die Risse verliefen von der oberen Ecke der Glasfläche nach unten. Wahrscheinlich war dort etwas mit der Aufhängung nicht in Ordnung. Der Spiegel würde noch viele Jahre hier hängen und es sah nicht so aus, als würde ihn so schnell jemand reparieren. In Senefeld gab es kein Carglass. Schließlich funktionierte ja noch alles so, wie es sollte, ein paar Risse störten hier niemanden.

\*\*\*

Nachdem Brights Vater wieder in den Tiefen der Sphärenverdichtungen verschwunden war...

Es klingelt an der Türe. Zeitgleich fällt mir auf, dass ich unbedingt etwas trinken sollte. Kettcar liegt auf dem Rücken und schnarcht selig, die große Uhr hält er wie ein Kuscheltier über

dem Rattenbauch, seine Pfoten fest um den goldenen Rand gekrallt. Abwesend lecke ich mir über die trockenen Lippen und begeben mich zur Türe. Wie spät ist es? Keine Ahnung, sicherlich schon nach zehn. Uhr Morgens. Das heißt, ich muss einen ausgeschlafenen Eindruck machen, sonst ist mir das peinlich. Vor allem, wenn das ein Postbote ist. Die müssen um sechs Uhr aufstehen und halten mich sicherlich für einen unrasierten, unmotivierten, unnützen, unachtsamen, unsensiblen und unnötigen Penner. Rasieren bin ich auch nicht. Gott, ist das peinlich.

Das Sicherheitsschloss ist auch unnötig, wahrscheinlich wohnt der Mann nebenan und verdreht gerade die Augen, während ich mit dem Öffnungsmechanismus kämpfe und ihn warten lasse. Diese ängstlichen Neu-Bewohner, natürlich, das denkt er. Schließlich wohne ich hier erst seit einem Jahr oder so.

Vielleicht reiße ich die Türe ein bisschen zu sehr auf, und wie ich aussehe, will ich lieber gar nicht wissen, jedenfalls entgeht mir nicht, dass der Besucher, eine gut gekleidete Frau mit einem Blumentopf in der Hand, unwillkürlich einen Schritt zurückmacht.

„Tag...“

Sie ist in ein schwarzes Kostüm gekleidet, hochgeschlossener Kragen, passende hochhackige Stiefeletten. Ihr Gesicht sieht aus, als hätte sie sich in einem Windkanal geschminkt. Von der Nase ab verbreitern sich Wangen und Knochen aerodynamisch bis hin zu den modisch getrimmten Haaren. Dunkelblond mit ein paar Strähnen. Sie kommt mir vor wie der Abkömmling einer adligen Hunderasse.

„Guten Tag. Entschuldigen Sie, dass ich störe.“

„Schon okay.“

„Ich habe hier etwas für Sie.“

Prompt hält sie mir den Blumentopf unter die Nase. Darin fristet eine Pflanze ihr Dasein, die im besten Fall noch als „zerraut“ durchginge. Der Kopf hängt, die Blüte ist zerrissen, die grünen Blätter, die eigentlich kraftvoll dem Sonnenlicht entgegenstreben sollten, hängen schlaff über der Erde. Ein Wunder, dass das Ding noch lebt, anscheinend hat sie das in der Waschmaschine vergessen.

„Äh. Für mich?“

„Ja, ich bin neu eingezogen. Wir sind Nachbarn.“

„Oh. Echt? Freut mich!“

„Ein kleines Geschenk für Sie.“ Ihr Ton ist nicht sonderlich herzlich, mehr so, als würde sie ein Geschäft abschließen. Den Vertrag habe ich wohl bereits unterschrieben, ich halte den Tontopf mit der Blume in der Hand. Ich bin mir nicht sicher, ob mir das Recht ist, nichtdestotrotz bemühe ich mich um ein freundliches Grinsen.

„Vielen Dank!“

„Bitte. Sicherlich sehen wir uns ja jetzt öfter.“

„Ja...“

„Ich muss los, arbeiten. Ich wünsche noch einen schönen guten Morgen.“

Weg ist sie. Die Türe zum Treppenhaus schlägt krachend hinter ihr zu. Ich wohne in einem annähernd quadratischen Haus mit fünf mal vier Balkons an der Frontseite. Nach hinten heraus läuft pro Stockwerk ein Balkon entlang, von dem die Haustüren zu den einzelnen Wohnungen abgehen. An einem Ende des Balkons befindet sich die Tür zum Treppenhaus. Ich schaue an der Blume vorbei, misstrauisches Gefühl im Bauch, Richtung Hof, ob dort wieder der alte Mann in den riesigen Müllcontainern stochert. Tut er nicht. Dafür kann ich die klackernden Schritte der Frau auf der Treppe hören, wie sie bis ins Erdgeschoss läuft und schließlich das Haus verlässt. Zur Arbeit.

Ich schließe meine Haustüre wieder und kehre mit der Pflanze im Arm zu meinem Schreibtisch zurück. Hier müsste man auch mal aufräumen. Die Vorhänge zurückziehen. Lüften. Solche Sachen. Eine Pflanze braucht Licht, das ist ja wohl klar. Und wenn unter der ganzen Schminke und den strengen Klamotten der Dame so etwas wie weibliche Reize versteckt sein sollten, will ich es mir sicher nicht mit ihr verscherzen. Schon drängen sich Phantasien in mein Hirn, die meine neue Nachbarin auf meiner alten Couch in die Knie zwingen, meine Hand ihre Haare finden lassen, und jetzt habe ich einen Steifen und suche immer noch nach einem passenden Platz für die Blume.

Am Fenster, wahrscheinlich. Nagut, dann ziehe ich den Vorhang eben ein kleines Stück vor, das wird mein Sichtvermögen auf den Bildschirm schon nicht großartig behindern.

Sieht doch toll aus. Da kommt direkt Sonnenlicht rein, wie ein Spotlight auf den Platz, an den ich den Tontopf auf das

Fensterbrett rücke. Jetzt bräuchte sie nur noch einen Zylinder und einen Taktstock. Und einen Flohzirkus.

Nachdem Brights Vater wieder in den Tiefen der Sphärenverdichtungen verschwunden war, begann sein letzter Sprössling damit, das Haus aufzuräumen. Die Flugmeilen, die ihm der Geist geschenkt hatte, waren verlockend. Damit konnte man von Berlin aus eigentlich überall hinfliegen. Alternativ konnte man, wie ihm die Website des Meilen vergebenden Unternehmens versicherte, einen Hamax Lillehammer Schlitten erwerben, oder mit seiner Liebsten eine Ballonfahrt über einem Luxushotel veranstalten.

Bright hatte keine Liebste, noch verspürte er den Drang, eine zu besitzen. Sicherlich konnte man Liebste auch irgendwo für Meilen erwerben, aber Ballonfahren war genauer betrachtet auch nicht so wirklich seine Sache.

Doch die Sache mit dem Verreisen war verlockend. Eigentlich besaß er genug Geld und brauchte überhaupt keine Vielfliegermeilen. Merkwürdig übrigens, dass sein Vater die immer noch zugeschickt bekam. Wohl ein Computerfehler. Oder die Lufthansa war schon seit Jahren überfordert damit, die verschiedenen Bonussysteme eindeutig zurückzuverfolgen, mit denen sie ihren Kunden überschütteten. Wahrscheinlich saß eine KI im Zentrum der bürokratischen Krake, die der Betrieb der Fluggesellschaft mittlerweile war, und drückte wahllos auf Tasten. Aus Nullen wurden Einsen, aus Dateien ein Befehl an unterbezahlte Callcenter-Agenten, aus dem Druck auf eine Entertaste ein Brief, den der unbezahlte Praktikant versiegeln, anlecken, bebriefmarken und wegschicken musste. Nun hielt Bright ein Schreiben in den Händen, was ihn darauf hinwies, dass er Zeit seines Lebens mehr geflogen war, als das für seine eigene Gesundheit zuträglich war. Von der Gesundheit des Planeten ganz zu schweigen. Aber um die kümmerte sich sowieso kein Schwein.

„Was soll diese Öko-Scheiße?“

„Was meinst du?“

„Ich meine, das ist so 2001. Die Grünen habens verschissen. Kein Mensch muss heutzutage mehr daran erinnert werden, dass der



Planet stirbt oder wir unsere Kinder in eine verdammte Welt voller Giftmüll und Armut entlassen. Das wissen alle, und ihnen allen ist im Endeffekt wichtiger, dass sie ein Auto haben und eine warme Dusche. Warum also noch darüber jammern, häh?"

„Du bist eine Ratte, Kettcar. Du hast überhaupt keine Kinder.“

„Was? Ich kann dir sagen, Alter, was ich in meinem Leben schon flachgelegt habe, da hinkst du mit deinen paar Geschichten aber mächtig hinterher!“

„Vorsicht, die Lampe!“

„Mann, was ich dir nur klarzumachen versuche, okay? Ich habe das Gefühl. Den Instinkt. Wenn ich sowas lese, kümmert sich sowieso kein Schwein' und so, dann sträubt sich mir alles. Und wenn sich mir alle sträubt, dann - Mann, ich WEISS einfach, dass das nicht gut ankommt.“

„Wie Michael Crichton.“

„Michael Crichton hat damit überhaupt nichts zu tun, Mann. Das sieht eher aus wie jemand, der gerade ‚Generation X‘ gelesen hat und den Style bitten möchte.“

„Ich habe tatsächlich gerade...“

„Siehste. Hab ich sofort gemerkt.“

Ich seufze tief. Meine Kopfschmerzen verschlimmern sich.

„Sonst noch was?“

„Die Pflanze da will mit dir reden.“

Ich wende den Kopf zum Fensterbrett. Tatsächlich. Die Topfpflanze macht Anstrengungen, ihren zerrupften Blütenkopf zu heben und sich in eine würdevolle Positur zu werfen. Ich starre über den Rand meines Schreibtischstuhls in ihre Richtung, die Zähne abwesend in das Polster gebohrt, die Schläfenschmerzen beginnen, sich hin zum Nacken auszubreiten. Oder kommen sie von da? Wenn man das nicht mehr genau sagen kann, wird es eindeutig schlimmer. Ich sollte nach draußen gehen.

„Heil dir, Fremder.“ Eine sprechende Topfpflanze. Warum nicht.

Ich bette das Kinn auf der Sessellehne, so fängt der Rücken einen guten Teil der Kopfschmerzen wieder ab. Kettcar kichert leise und beschäftigt sich hochmütig grinsend mit seiner goldenen Uhr.

„Jetzt wirste ja völlig bescheuert, Mann...“ Ich ignoriere ihn und wende mich meinem Gast zu.

„Wie heißt du?“

„Mein Name ist Echnaton. Ich komme von sehr weit her. Ich möchte dir danken, dass du mich so ohne Widerworte oder Misstrauen in dein Heim aufgenommen hast. Es war höchste Zeit, dass ich einen Unterschlupf finde.“

„Echnaton. Klingt ägyptisch.“

„Ja, ich besitze eine Ahnenreihe, die mich von den gewöhnlichen Topfpflanzen abhebt.“ Die Blätter quietschen klagend, als Echnaton versucht, sie stolz zu recken und er lässt sie wieder auf die Blumenerde sinken. Interessiert betrachte ich den von der Sonne beleuchteten Pflanzenstiel, der sich ein wenig unter der Last der einzelnen großen Blüte zu winden scheint. Der Stiel macht einen für für eine Topfpflanze sehr stabilen Eindruck, um so beunruhigender, dass der Rest derart zerrupft aussieht.

„Du hast sicher eine Menge erlebt. Sieht so aus, als wärest du in Schwierigkeiten.“

„Ich war in Schwierigkeiten. Jetzt geht es mir gut. Den Umständen entsprechend. Wenn du verzeihst, würde ich mich gerne ein paar Tage ausruhen, um die regenerativen Prozesse meines Innenlebens durch dauerhaftes Nichtstun katalysierend zu beeinflussen. Das wird mir guttun.“

„Natürlich. Klar. Mach es dir bequem.“

„Ich danke dir. Wir können uns dann weiter unterhalten, sobald ich meine Kräfte wiedergefunden habe.“

„Ich wünsche gute Erholung. Ach ja, was für eine Pflanzenart bist du überhaupt?“

„Wie meinen?“

„Ich bin nicht so gut in Biologie, ich habe noch nie eine Pflanze wie dich gesehen.“

„Hmpf. Dann werde ich dich, denke ich, nicht aufklären. Bestimmte Details über meine Beschaffenheit würde ich doch lieber zunächst in meiner Privatsphäre belassen. Zumindest, bis wir uns näher kennenlernen.“

„Ahja, verstehe. Gut, dann... Erholsame Ruhephase.“

Ohne eine Erwiderung geht ein Ruck durch die Blütenstruktur und Echnaton scheint sich für den Moment verabschiedet zu haben. Kettcar betrachtet unseren Gast mit einem irritierten Beben der Schnurrbarthaare. Wahrscheinlich ist er eifersüchtig. Noch ein der menschlichen Sprache mächtiger Verstoß gegen die Naturgesetze

in ein und derselben Wohnung. Ich tue so, als hätte ich nichts gemerkt, und mache mir einen Kaffee. Als ich zum Schreibtisch zurückkomme, starrt er immer noch, ich stupse ihn mit dem Zeigefinger an.

„Jetzt hör auf, die Pflanze anzugiften. Die tut dir nichts.“

Ein Grunzen ist die Antwort. Als ich mich in den Sessel fallen lasse und mit Druck auf die Space-Taste den Word-Bildschirm zurückhole, hüpfet Kettcar widerwillig auf meine Schulter.

„Irgendwie kommt mir der Kerl bekannt vor.“

„Aha.“

„Ja, als hätte ich schon mal von ihm gelesen.“

Ich bezweifle mittlerweile, dass Kettcar überhaupt lesen kann, aber ich will nicht schon wieder unterbrochen werden. Deswegen verkneife ich mir jeden Kommentar.

„Männliche Leiche, 1,84 Meter groß, Schuhgröße 45, Augenfarbe Blaugrau, Haarfarbe Blond. Beginnende Bildung von Geheimratsecken. Leichte Neigung zur X-Beinigkeit. Ehering am Ringfinger der rechten Hand. Unter den manikürten Fingernägeln befinden sich Reste von schwarzem Leder, Druckstellen an den Fingerspitzen. Hakenkreuz-Tattoo auf dem rechten Oberarm. Vermehrt Narbengewebe im Pulsaderbereich der linken Hand. Das Gesicht steckt voller Glassplitter. Schädelfraktur und Nasenbeinbruch. Weitere Knochenbrüche am Körper: Schienbein, glatter Durchbruch, Rippenbögenbruch mit Lungendurchstoß, Fraktur der Wirbelsäule. Zeitpunkt des Todes: Vorgestern Mittwoch, 22. Januar, 22 Uhr 30.“

„Kommst du noch mit ins Bedelar?“

„Gleich, ich will den hier noch fertigmachen.“

„Alles klar, bis später.“

„Ja, bis gleich. Hrrm.“

Äh. Der Tote ist ungefähr 30 Jahre alt. Genauere Altersbestimmung folgt durch das Labor. Tss, als ob. Bis die im Labor auch nur den Finger heben, ist diese komplizierte Anordnung von Kohlenstoffketten schon unter die Erde geschaufelt und von Würmern zerfressen worden. Weil im Labor nur sexistische Arschlöcher arbeiten. Du weißt, das ich Recht habe!“

Karin kicherte vergnügt. Auf Englisch hieß das „giggle“ und es

beschrieb sehr schön, wie sich dabei die Schultern leicht heben, der Bauch ein bisschen zusammenzieht und die Augäpfel synchron mit Brauen und Mundwinkeln zu zittern beginnen, während leise gelacht wird. Irgendwie war Englisch sowieso eine Sprache, die viel weniger Worte brauchte für viel mehr Aussage. Mal abgesehen von ein paar Ausnahmen waren die Deutschen unglaublich umständlich, was Aussagen anging. Hier ein Komma, da ein Adjektiv, und am Besten ans Ende des Satzes noch ein Nebensatz. Auf Englisch konnte man das alles in ein Wort packen, fünf Bedeutungen auf einmal ansprechen, und dabei selbstzufrieden grinsen. I giggled. She was hilarious. His mood went on a trip to the dark side. Aber weiter im Text, wenn sie Sinis Gerede rechtzeitig vor Feierabend abtippen wollte - in German, no less! - musste sie sich beeilen.

Sini ließ eine bedeutungsvolle Pause folgen und in den nächsten Minuten war Karin froh, dass sie die Geistesgegenwart besessen hatte, sich Kopfhörer aufzusetzen. Weiter hinten im Raum brütete nämlich Mark Schwandstran über irgendwelchen Akten, und sie wollte wirklich nicht, dass Sini schon wieder in Schwierigkeiten geriet.

„Ich meine, weißt du was die da machen im Labor? Ich weiß, ich rede schon wieder zuviel, aber weißt du's? Ich wette, nicht. Die werfen der Leichenhalle doch immer vor, wir wären alle morbid, pathologisch Pathologe quasi, yadda yadda blah.

Im Labor haben die eine Liste. Die ist geordnet nach „Most Sexy“ und „Most Ugly“, was sowohl auf die Art des Todesfalls, als auch auf das Opfer zurückzuführen ist. Ich muss dir ja wohl nicht erklären, dass die vergewaltigten Prostituierten oder die Frauen, die einen Verkehrsunfall hatten, die Liste in beiden Sparten anführen. Wirklich Karin, ich könnte KOTZEN, wenn ich mir vorstelle, wie diese Idioten in ihrem Labor sitzen und mit steinernem Gesicht pseudo-intellektuelle Sprüche darüber ablassen, wie Geschlecht und Schicksal miteinander verwoben sind. So. Mal sehen.

Todesursache hatten wir schon.

Gott, haben die schon wieder den Fernseher an da hinten. Dass man sich nicht einmal im Leben auf eine Sache auf einmal konzentrieren kann.

Der Name des Mannes war Heinrich Schlüter. Das entnehme ich dem Personalausweis in seiner Jacke. Die Dinge, die sich so im Blutkreislauf befinden, entnimmst du sicherlich bereits den Laborwerten. Hmm. Sonst kann ich dir eigentlich nicht viel über den Toten sagen. Er ist ganz eindeutig an den Folgen eines Verkehrsunfalles gestorben. Das Glas in seinem Gesicht stammt von der Frontscheibe, der Filz unter den Nägeln vom Lenkrad. Fall abgeschlossen. Hast du morgen nachmittag vielleicht Zeit? Wir könnten ein bisschen rumlaufen, durch den Tiergarten vielleicht. Jetzt wo überall Schnee liegt ist es da sehr schön. Ich ruf dich an, pass auf dich auf."

Karin war diese Art der Berichterstattung gewohnt. Andere Mitarbeiter des Reviers wären wahrscheinlich gar nicht in der Lage gewesen, unter Sinis Redeschwall die wenigen bürokratisch verwertbaren Informationsfetzen herauszufiltern. Nicht ohne im Geist mindestens eine Dienstaufsichtsbeschwerde zu verfassen. Sini hatte eine rauhe Stimme, wenn sie redete, hörte sie sich so an, als würde sie sich mit einer Machete durch fest verwachsenes Unterholz kämpfen. Hinter jedem Satz lauerte ein neuer Punkt, über den es zu stolpern galt, ein neuer Aspekt der Welt, der ihr gegen den Strich ging. Nach Abschluss dieser Aufnahme, die vor einer Stunde von dem netten Praktikanten auf Karins Tisch gelegt worden war, war Sini sicherlich noch ein wenig auf und ab gewandert, hatte hier und da etwas in ihrem Arbeitsbereich zurechtgerückt. Schließlich hatte sie das Revier verlassen, in den dicken braunen Mantel gehüllt, den Schal über das Kinn gezogen wie ein Untergrundkämpfer mit Kaschmir-Mundschutz. Sini hieß eigentlich Sigrid - ihre Eltern stammten aus dem Schwarzwald oder so ähnlich. Karin hatte den Namen des Dorfs vergessen, aber das machte nichts, denn Sini war nicht sonderlich versessen darauf, über ihre Herkunft zu reden. Es biss sich einfach mit ihrer Art, wie sie sich anzog, wie sie sprach, über was sie sich aufregte. Man konnte sich schwer vorstellen, dass sie vor zehn Jahren noch das süße Mädchen zweier Akademiker gewesen sein sollte. Die hatten pünktlich ihre Tagesschau angeworfen, dem Töchterchen wohlwollend über den Kopf gestreichelt, und waren sicherlich auch sonst sehr liebe- und verständnisvolle Eltern gewesen. Vielleicht hatte Sini ein Problem damit, dass sie keine

bewegte Kindheit ihr Eigen nennen konnte, dass ihre Erlebnisse nicht so richtig zur „großen Stadt“ passen wollten.

Egal was es war, Karin hatte kein Problem damit. Sie konnte dieser rauhen Stimme stundenlang zuhören, wie sie sich über die Ratten, die dieses System bevölkerten, aufregte, wie sie verzweifelt mit der Machete nach den Fesseln hackte, durch die sie sich an die Welt gebunden glaubte.

Wenn sie neben Sini durch den Tiergarten lief, so fühlte sie sich emporgehoben aus der Welt des täglichen Frühaufstehens, gereinigt von der Tristesse der endlosen Nachmittage vor dem Computer, ein Gefühl, als könnten ihr jederzeit Flügel wachsen, mit denen sie davonflöge. Niemand sonst konnte ihr dieses Gefühl vermitteln – vor allem nahm Sini es wohl nicht einmal richtig wahr, sie war zu beschäftigt, darüber nachzudenken, ob die Love-Parade in diesem Jahr wieder stattfinden werde, und wenn: „Sicherlich nicht so gut wie früher. Aber es gibt eine Alternativveranstaltung, hast du davon schon mal gehört? Nicht? Also pass auf, wir gehen da auf jeden Fall hin und sehen uns mal an, was diese Nullen auf die Beine gestellt haben.“

Ob sie Gedanken lesen konnte? Eigentlich war Sini sehr klug. Vielleicht tat sie nur so, als würde sie nicht bemerken, wie Karin sie jedes Mal anstrahlte, wenn die zwei sich begegneten. Vielleicht war sie einfach nur doch keine Lesbe, vielleicht stimmten die Gerüchte über sie nicht, vielleicht war Karin für immer zu sehnsüchtigem Schmachten verdammt. Dann war das eben so. Immer noch besser, als wie dieser fette Furz zu enden, der gerade an ihrem Tisch vorbeiwankte, grummelnd grüßte und dann in den Feierabend verschwand. Mark war einer, der vornerum vollkommen desinteressiert tat, insgeheim aber genau aufpasste. Und man konnte wetten, dass alles, was er so mitbekam, früher oder später in die Runde am Mittagstisch sickerte. Deswegen die Kopfhörer. Karin lächelte undefiniert zurück, froh, keine quälenden fünf Minuten mit Smalltalk verbringen zu müssen, und las sich ihren Bericht noch einmal durch.

Das Telefon. Es war ihr Freund.

„Hi du. Na, noch am Schaffen?“

„Hey! Ja, tut mir leid, es wird ein bisschen später. Aber ich bin gerade fertig, ich denke, ich bin in einer Stunde zu Hause.“

„Freut mich. Ich dachte, ich jette noch mal kurz in die Videothek und hol uns was Schönes für heute abend.“

„Ahja?“ Sie lächelte in den Hörer, der Computer fuhr sirrend herunter. „Was gibts denn da Schönes?“

„Wie du möchtest, es gibt Hollywood-Filme, Hollywood-Komödien und... Jean Claude van Damme.“

„Wow, also bei *dieser* Auswahl lass ich mich lieber überraschen.“

„Hehe, alles klar. Hab dich lieb, bis gleich.“

„Bis gleich.“

Draußen hatte es schon wieder geschneit. Es kam ihr vor, als würde der Winter in diesem Jahr den Berlinern endlich mal wieder zeigen wollen, wo der Hammer hing. Direkt neben dem Polizeigebäude befand sich ein Unigebäude. TU, irgendein Forschungskomplex irgendeiner Fakultät. Karin hatte nie studiert, und sie war ganz froh darüber, denn konträr zu dem, was sie mittlerweile in den Schulen den Kindern beibrachten, hatten Studenten es im Berufsleben oft schwer, sich einzugliedern. Gut, vielleicht wäre sie keine Sekretärin geworden sondern - Polarwissenschaftlerin, zum Beispiel, hätte Forschungsexpeditionen in den hohen Norden unternommen und am Kaminfeuer mit bärtigen Reinhold Messners über die Neigung des Schneefalls philosophieren können. Aber der Schnee kam ja auch so zu ihr. Massenhaft Schnee, übrigens. Die BSR würde wieder alle Hände voll zu tun haben.

Der Weg zur U-Bahn war glatt und so lief sie langsam vor sich hin, den Kopf gesenkt, als sie auf eine menschliche Hand trat. Im ersten Moment dachte sie, ein Tier getroffen zu haben. Der Reflex, zurückzuzucken, kam viel zu spät und auch ihr erschrockener Aufschrei hallte erst durch die Straße, als sie klar und deutlich sehen konnte, dass da eine braungebrannte Hand aus dem weißen Schnee ragte. Hastig sah sie sich um, einige Meter weiter hinten steckte der Wachmann seinen Kopf aus der Türe.

„Alles in Ordnung Karin?“

Die Stimme drang einem in die Knochen, verscheuchte die Panik, die übernehmen wollte, sie räusperte sich vernehmlich.

„Ich. Hier liegt irgendwas. Ich glaube, hier liegt einer.“

„Warte, ich komme.“

„Beeil dich! Hier liegt einer.“

Wenige Sekunden später trottete der Mann auf sie zu, er hatte sich in einen dicken Anorak gehüllt, die Dienstwaffe an der Seite, die Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen. Karin vergrub ihre Hände unter den Achseln und beobachtete mit großen Augen, wie der Wächter mit seinen Handschuhen in den Schnee griff und die locker krachende Masse aus weißen Kristallen wegschaufelte. Darunter lag ein Mann auf dem Bauch.

„Ist er tot?“

„Ach du Scheiße. Das ist Christian.“

„Wer? Ist er tot?“

„Spurensicherung. Scheiße.“

„Was? Ist er tot?“

„Ich weiß nicht! Pack mit an, wir müssen ihn reinbringen.“

Kurze Zeit später stand sie mit Sini in der Leichenhalle. Der Wächter war wieder an seinen Platz vor der Türe zurückgekehrt. Sini hatte ihre langen Arme von hinten um Karin geschlungen, das Kinn auf ihre Schulter gelegt, zusammen betrachteten sie die Leiche von Christian El Hamid, ehemals Spurensicherungsexperte. Es schien, als würde er schlafen. Tiefgefroren. Schockgefrostet, wie ein Cryokammer-Insasse aus einem Science Fiction Film. Wie aus einem der Filme, mit denen Karins Freund in diesem Moment aus der Videothek zurückgekehrt war und sich fragte, warum seine Freundin immer noch nicht zu Hause auftauchte. Das Handy, auf dem sich im Verlauf des Abends die Mailbox-Einträge häufen sollten, war schon seit dem Morgen dieses Tages ohne Akku, schließlich würde er aufgeben und sich griesgrämig einen Porno ansehen. Karin starrte fasziniert auf die Nase der Leiche, an deren Unterseite sich kleine Eiszapfen gebildet hatten.

„Ich hätte nicht gedacht, dass es so kalt ist da draußen.“

„Ist es auch nicht. Der Mann muss in einem Kühlwagen gewesen sein.“

„In einem Kühlwagen? Der ist doch von der Spurensicherung.“

„Ich weiß, ich weiß. Ich kann ja nur sagen, was ich hier sehe.“

Sini löste sich von ihrer Freundin, zückte ein Aufnahmegerät, drückte die Play Taste und musste dann kichern, als sie die Aufzeichnung beginnen wollte.



„Hallo Karin. Ich wette, du sitzt wieder mal da und betrachtest Schwandstrans fetten Arsch!“

„Hör nicht auf Sini. Sie erzählt nur Unsinn und lenkt dich von den Fakten ab!“

„Da hast du ganz Recht, hör also nicht auf mich, sondern auf dich selbst.“

„Ich wette, ich höre doch wieder auf dich statt auf mich.“

„Selber Schuld, würde ich sagen. Also wir haben hier einen Mann, 1,68 Meter groß, 95 Kilo, schwarze Haare, dunkle Augen...“

„Bist du eigentlich sicher, dass das die medizinisch korrekte Art ist, eine Leiche zu beschreiben?“

„Ich verlasse mich in der Interpretation der gelieferten Daten ganz auf meine Kollegin, die im Gegensatz zum Rest des Reviers kein Hirn in Erbsengröße vorzuweisen hat.“

„Wie groß wäre denn mein Hirn wohl?“

„Was ich sagen will, ist, halt die Klappe.“ Sini geht mit ausholenden Schritten um den Tisch herum. „Könntest du vielleicht den Kopf kurz anheben? Ja, danke. Also, Erfrierungen am Nacken...“ Ihre Haare sind elektrisch geladen. Sini hat Haare, die sich jeder ordnenden Macht über kurz oder lang widersetzen, ineinander verflochtene, knisternde, dunkelbraune Stahlwolle, die ihr in einer langen Mähne über die Schultern fällt und gerade in diesem Moment berühren die Ausläufer Karins Handgelenk. Kleine Stromstöße, es piekt auf dem Handrücken.

Dann schaut die Besitzerin dieser Haarpracht nach oben, neben ihr der stoisch an die Decke starrende Blick eines Toten auf Eis.

„Hey, kann ich dir helfen? Du musst den Kopf schon oben lassen, sonst kann ich den Nacken nicht sehen.“

Karin streckt die Hand aus, vergräbt ihre Finger im Geflecht dieser Haare, fühlt mit den Spitzen bis zur Kopfhaut, packt fest zu, dreht den Kopf hin und her. Dreht den Kopf von der Leiche weg, führt das Gesicht mit der Stupsnase, den frechen Augen, der rauhen Stimme, dem lauten Lachen, dem beflügelnden Ton, führt es am Rand des metallenen Tisches vorbei, noch tiefer, bis Sinis Lippen gegen den Jeansstoff über dem Schamhügel drücken. Drückt Sinis Kopf fest gegen das eigene Becken.

Dann war sie draußen aus dem Moment, aus der Leichenhalle, aus dem Revier, aus ihrem alten Leben, durch den Schnee, nach vorne,

weg von hier, aber mit einem Lachen im Bauch, dass sich Bahn brach, als sie die Treppen zur U-Bahn hinabschwebte. Lachend hüpfte sie an der Werbung vorbei, grinsend schwebte sie durch die schließenden Türen in die Menge nach unten gezogener Mundwinkel, trippelte an den hustenden Pennern vorbei, kicherte mit dem Wind um die Wette, als sie ihre Haustürschlüssel aus der Tasche bugsierte. Noch einmal brach sich das Lachen Bahn, als sie ihren Freund erblickte, die Chipstüte wie einen Teddy unter den Arm geklemmt, schlief er auf der Couch. Karin drückte ihm einen dicken Schmatzer auf die Wange - Reaktion: seliges Grunzen, Schmatzen, Herumwälzen - und verzog sich schließlich kichernd in ihr Bett, wo sie einem traumlosen Schlaf entgegenschlummerte.

Bright hätte nicht sagen können, wie lange er vor dem Spiegel gestanden hatte. Schließlich wurde er vom Geräusch der Badtüre aus seinen Gedanken gerissen, ein Typ mit einem dicken Bauch - war das nicht der Metzger gewesen? - quälte sich ächzend an ihm vorbei Richtung Pissoir. Ohne einen weiteren Moment im Bad zu verschwenden, ging er wieder zurück zu den anderen.

Am nächsten Morgen saß er im Hinterzimmer der Gaststube, im Fernsehen lief „Gilmore Girls“, eine Serie, in der sich ein Mutter-Tochter-Gespann durch sieben Staffeln gut geschriebener Dialoge und Weichzeichner-Kleinstadt-Charme spielten. Eine Wiederholung. Bright hatte die Folgen ewig nicht mehr gesehen, ursprünglich liefen sie im deutschen Fernsehen, als er noch jeden Tag zur Schule gehen musste. Es war merkwürdig, sie wieder zu sehen. Der unbekümmerte Charme amerikanischer Vorstadt-Simulation passte wie die Faust aufs Auge zu seinem derzeitigen Aufenthaltsort. Er fühlte sich in diesem Senefeld wie ein Außerirdischer. Alle verhielten sich so herzlich, schienen den Widrigkeiten des täglichen Lebens so unerschrocken gegenüberzustehen, dass er sich zu fragen begann, ob er vielleicht in dem Moment, als er die Tasche mit dem Scharfschützengewehr auf den Bahnhof des Städtchens gehievt hatte, eine unsichtbare Linie überschritten, sich in eine Parallelwelt begeben hatte, in der die deprimierenden Regeln des Universums außer Kraft gesetzt waren. Es provozierte ihn. Wo

waren die Schmiergeldgeschäfte? Wo der Priester, der mit heruntergelassener Hose vor seinen Chorknaben stand, und sie anhielt, vor Gott zu knien? Wo das Atomabfall-Endlager der Regierung? Sicherlich hatten die hier ein paar Alt-Nazis, die zwischen getäfelten Holzwänden vor dem Göring-Schrein salutierten, um sich dann bei klassischer Musik einen Teller Steaks mit Rotwein anzutun? Wenn dem so war, dann versteckten die Senefelder ihre Leichen im Keller ausgesprochen gut. So gut, dass Bright sich zu fragen begann, ob nicht etwas faul war. Der Gedanke schwebte eine Weile hinter seiner Stirn auf und ab, während er sich abwesend durch die Preisschwankungen für Getreidelieferungen in der letzten Woche klickte, bemüht, seine Tarnung als Großeinkäufer auch in unbeobachteten Minuten aufrechtzuerhalten. Der Gedanke betrachtete die unter ihm wogenden Ären eine Weile, wartete ab, bis Bright sich zwischen Sorte 1, 2 und 3 entschieden hatte, und verbrannte schließlich das ganze Feld mit einem Schwall heißer Paranoia, die ihm fast die Maus aus der Hand gezittert hätte.

Was, wenn die Menschen hier wussten, was er vorhatte?

Das war Blödsinn. Keiner konnte wissen, dass er nur nach Senefeld gekommen war, um die Kanzlerin zu erschießen. Mit einem Kopfschuss, übrigens. Er hatte mit niemandem darüber geredet, da war er sich ganz sicher.

Aber trotzdem konnten sie Wind davon bekommen haben. Schließlich hatte er keinesfalls die ganze Zeit ein Auge auf die Tasche werfen können. Die Tasche mit dem Gewehr, er hatte sie relativ unachtsam - jetzt verfluchte er sich dafür, natürlich - direkt neben den Ausguck im Speicher der Scheune abgelegt. Was, wenn ein herumstreunender Teenager mutig genug gewesen war, in das Gebäude einzubrechen? Was wenn die herbeigerufene Polizei geistesgegenwärtig beschlossen hatte, ihn mit seinem Plan fortfahren zu lassen, um ihn auf frischer Tat zu ertappen?

Was, wenn, und hier hielt er inne, starrte andächtig zur Decke, Schauer ängstlicher Wonne im Nacken, was wenn die Polizei davon wusste und ihn gewähren ließ, weil die Kanzlerin politisch nicht mehr erwünscht war?

Bright war Deutschlands Antwort auf Lee Harvey Oswald!

Die Frau würde, eingenommen von ihrem politischen Tagesgeschäft,

in Begleitung ihrer besten Freunde von der CSU, aus dem Auto steigen. Bright würde anlegen, ausatmen, zielen und abdrücken und so ohne wirklich zu wissen, was er da tat, den politischen Ränkeschmieden der konservativen Parteien Deutschlands in die Hände spielen! Das war ein harter Schlag. Er hatte sich bis hier hin noch keine Gedanken über die möglichen Konsequenzen seiner Tat gemacht. Ein Deutschland unter schwarz-gelbem Banner... Er benötigte geschlagene drei Stunden, um sich geistig mit diesen theoretischen Schwierigkeiten auseinanderzusetzen. Nachdem er vergeblich versucht hatte, Kurt ein paar Euro für die Nutzung seines Internetanschlusses aufzuschwatzen („Aber hallo, soweit kommst noch! Komm, Nachbar, ich hab' zu tun, wir sehen uns heute abend.“), war er durch die Straßen Senefelds geschlendert. Ab und zu grüßte ihn jemand, den er wohl vom gestrigen Abend kannte, dann hob er die in solchen Dingen ungeübte Hand, um zurückzuwinken. Schließlich hatte er Senefeld hinter sich gelassen, war auf einem Weg, der von der Landstraße ab durch die Felder ging, entlangspaziert und hatte sich mit seinen Gedanken in die Morgensonne zurückgezogen. Es war ungefähr Juli, der Sommer war ganz groß im Kommen, hatte Grillen, Schmetterlinge, Fliederblüten, Frösche, Lärchen, Schwalben und Brombeeren mitgebracht. Zwischen den Büschen, die den Rand des Weges markierten, damit der Spaziergänger nicht in die Rinne am Rand des Feldes fallen würde, wuchs dickes, sich windendes Krautgebüsch - den Namen dieser Pflanze hatte Bright vergessen, aber sie machte in der Vegetation hier das aus, was anderswo „Unterholz“ genannt wird: Wann immer eine Ansammlung von Pflanzen über ein paar Jahre gewachsen war, konnte man sicher sein, dass dieses rotbraune Wurzelbeerbusch-Mischmasch sich in alle Richtungen windend am Fuße der Gewächse breit machen würde. Es roch nach süßem Tee. Je mehr die Sonne Richtung Zenit stieg, desto wärmer konnte man den Geruch gleichzeitig auf der Zungenspitze schmecken. Wie bestellt für wichtige Gedanken über die Konsequenzen einer bevorstehenden Tat materialisierte aus dem Unterholz eine Bank, mit Blick auf gelb wogende Felder und ein am Horizont schmauchendes Atomkraftwerk. Zum Glück hatte er an diesem Morgen Zigaretten gekauft. Eine solche Aussicht war einfach dazu bestimmt, sich vorsichtig eine Kippe anzuzünden,

sorgfältig das Feuerzeug wieder einzustecken und dann mit Blick auf das weite Land tief einzuatmen - auszuatmen. Der Rauch kitzelte Bright im Gaumen. Hier verbrachte er die nächsten Stunden und dachte nach.

Als er wieder ins Dorf zurückkehrte, machte er keinen sonderlich erholtten Eindruck, aber er war zufrieden. Er war zu dem Schluss gekommen, dass, egal welcher Mensch auf der Welt leben oder sterben würde, sich die Geschicke der Menschheit trotzdem in eine Richtung entwickelten, die ein einzelner Mensch nicht nachhaltig verändern konnte. Genauso wie es sinnlos war, seine Pfandflaschen zu sammeln und zum Aldi zu bringen, weil man für 30 Flaschen nur einen Euro zurückbekam. Für diesen Euro war man fünfzehn Minuten lang unter den missbilligenden Blicken seiner Mitbürger durch die Stadt gelaufen, hatte sich fast von einem Bus überfahren lassen, und musste weitere fünfzehn Minuten lang vor dem Flaschenautomat warten, bis man an die Reihe kam. Genauso wie es sinnlos war, seinen Müll zu trennen. Man besorgte sich verschiebenfarbige Müllsäcke, musste aufpassen, wo sich in der Wohnung drei bis vier Mülleimer-Plätze platzieren ließen, musste schließlich die meisten Produkte in einer Art umgedrehten Entstehungs-Prozess dekonstruieren, bis die einzelnen Fetzen dessen, was einmal eine Verpackung für Äpfel gewesen war, wirklich eindeutig zu Plastik, Papier, Bio und Restmüll zuzuordnen waren. Hatte man das alles getan, war es dennoch umsonst gewesen: Durch ein bestimmtes Gesetz dazu gezwungen, mussten die Müll-Unternehmen den sorgsam getrennten Müll erst wieder zusammenwerfen, um ihn dann in ihren eigenen Müll-Sortier-Anlagen *nochmal* zu trennen.

Bright sah einen Zusammenhang. Egal, was die Menschen werkeltten und schafften, egal, wieviel global zusammenhängende Regeln sie zu verändern glaubten, ihre Taten hatten doch immer nur sehr begrenzte Auswirkungen. Wenn überhaupt. Wenn er morgen die Kanzlerin erschießen würde, dann würde das sicherlich in den Zeitungen auftauchen, es wäre Topthema der Nachrichten in Deutschland, vielleicht in Amerika, eine Eilmeldung in Russland und China und Afrika und Südamerika, an irgendeinem abgeschotteten Ort der Erde würde ein Mann seine Zeitung aufschlagen und mit einem Kopfschütteln ausrufen: „In Deutschland haben sie die Kanzlerin erschossen!“ Eine Woche später wäre die

Trauer noch spürbar, Nachrufe und Kondolenzbekundungen allenthalben, fassungslose Presseerklärungen von politischen Freunden und Gegnern. Schließlich würde der erste Pressesprecher vorsichtig anfangen, Sätze wie „Deutschland muss auf diese Krise als Einheit reagieren“ in seine Reden zu streuen. Und ab da würde es höchstens ein Jahr dauern, in dem sich das politische Gefüge mit einem Knarzen ein Stück in eine bestimmte Richtung bewegen würde, bis eine neue Person auf dem Kanzlerposten säße. Im großen Spiel der Kräfte waren sowohl er, Bright, als auch sie, Kanzlerin, nicht mehr als Schachfiguren. Mit unterschiedlichen Machtbereichen, sicherlich, aber immer nur Schachfiguren. Wer auch immer der Spieler war, er konnte mit einiger Mühe jeden Platz mit einer anderen Figur besetzen und das Merkwürdige an dieser speziellen Form von Schachspiel war ja, das es nie aufzuhören schien. Sobald eine Figur umkippte, rückte über kurz oder lang eine neue nach. Die Menschheit war eine stetige sprudelnde Quelle von Spielfiguren, eigentlich waren es sogar viel zu viele Figuren für das kleine Brett, auf dem wirklich gespielt wurde.

War er durch seine Tat im Begriff, von der Reservebank auf das Spielfeld zu treten? Sicherlich. Aber er war kein Bauer. Er sah aus wie ein Bauer, konnte ziehen wie ein Bauer und schlagen wie ein Bauer. Er spazierte wie ein Bauer durch die Felder und grüßte den Rest des Bauerndorfes durch das freundliche Heben der rechten Hand. Doch oben in seiner Scheune lag eine G22 mit rabenschwarzem Lauf und Zielfernrohr. Morgen würde die Königin zu Besuch kommen. Nicht zu verwechseln mit der Dame. Die Königin würde auf der oberen hinteren Ecke des Spielfelds, geschützt durch Bauern und Türme, ein Treffen mit ihren Läufern abhalten, um über zukünftige Strategien zu beraten. Wie hätte sie auch wissen können, dass sich die Regeln geändert hatten?

Der Bauer hieß Bright und er konnte sie von jedem Feld des Brettes aus erwischen, weil er ein Scharfschützengewehr besaß und sie hier, im Herzen ihrer politischen Agenda, niemals mit einem Anschlag rechnen würde.

Sie würde erschrocken die Augen verdrehen, wenn die Kugel sie erwischen würde, die Kugel, die für niemanden anders bestimmt war als für ihn selbst und die deswegen nur die höchste unter den

deutschen Würdenträgern - er spuckte spontan gegen eine Hauswand und war im Nachhinein froh, dass ihn niemand beobachtet hatte - würdig war, für ihn aufzufangen.

Den letzten Gedanken drängte er schnell in die Abgründe seiner Vergesslichkeit zurück, psychoanalytische Reflexionsleistungen waren zu dieser Zeit nicht sein Ding. Lieber begab er sich auf die Stufen der Kirche und starrte in die Sonne, beobachtete träge auf dem Marktplatz hockend das Treiben einer Kleinstadt zur Mittagszeit. Es wurde Wochenende, morgen würde die Kanzlerin kommen. Ein paar Menschen waren dabei, ein paar Buden auf dem Platz aufzurichten und wenn man sich ein paar Worte zuwarf, so schien es Bright tatsächlich, als würden sich die Leute auf den Besuch der Frau freuen. Ein paar von ihnen, zumindest. Die anderen Parteien schienen in Senefeld auch nicht wirklich vertreten. Er hatte ein paar halbwegs politische Diskussionen geführt, aber herumgekommen war eigentlich nur, dass alles in Ordnung so war, wie es war, und deswegen auch das gewählt wurde, was gewählt wurde. Irgendwie konnte er es den Leuten nicht verübeln. Sie hatten Recht. Hier war tatsächlich alles in Ordnung. Und sie hatten auch wieder nicht Recht, denn das Vorhandensein seiner Waffe in ihrem Idyll war wie ein Kontrapunkt zu eigentlich allem, was ihm in den letzten Stunden hier positiv aufgefallen war.

Wenn sie so Recht hatten, warum überzeugten sie ihn dann nicht? Er *musste* nicht zwangsläufig jemanden erschießen. Dass sie nicht einmal versuchten, ihn von der bodenlosen Schlechtheit seiner Tat zu überzeugen, sondern stur weiter so taten, als wüssten sie von nichts und seien zu jedem dahergelaufenen Fremden so freundlich, verletzte ihn mehr, als er offen zugegeben hätte.

Schließlich sprachen die Senefelder damit ein Urteil über ihn. Allein der Umstand, dass er sich zu dieser Tat entschlossen hatte, hatte ihn in ihren Augen für immer aus dem Feld der geistig Gesunden gerückt und sie scheuten keine Mühe, den Psychopathen gewähren zu lassen - bis am Ende die gerechte Strafe auf ihn wartete. Was waren das für Schafe...

Grimmig starrte er hinauf zum Scheunfenster. Der Verschlag stand offen, seit er ihn gestern abend geöffnet hatte. Vielleicht sollte er das Mädchen suchen, was gestern an dieser Stelle gedöst

hatte. Sein Freund werden und es dazu überreden, den Schuss abzugeben. Einfach nur, um den ewig lächelnden Senefeldern eins auszuwischen. Ein Attentäter – eine von uns? Um Gottes Willen! Was war da bloß schiefgelaufen. Sicherlich würde so etwas wie ein Dorfrat einberufen, in der Schenke von Sabrina und Kurt natürlich... Brights Gedanken verhedderten sich zu einem unschönen Knäuel, als sich die Türe ebendieser Schenke plötzlich bewegte, aufgeschmissen wurde und gegen die Wand krachte, und das Subjekt seiner Gedanken, die vierzehnjährige Sonnennixe, mit hoch erhobenem Haupt über den Marktplatz stapfte.

Sie würdigte ihn keines Blickes, er sie dafür um so mehr, schließlich war ihr Lippenstift über das ganze Gesicht verschmiert und der Kragen des Polohemdes sehr seltsam verrutscht. Sie sah aus, als ob... in diesem Moment stand Kurt im Türrahmen seines Wirtshauses, die Haare zerrauft, den Gürtel unordentlich um die Hüften geschlungen, ein Hosenbein im Socken des rechten Fußes, die Schuhe ungebunden, die Augen tief lodernde Seen der Verzweiflung in einem Tal aus Augenringen.

„Kind! Kind! Komm wieder her, so war das doch nicht gemeint! Hörst du? Komm wieder rein, du machst dich doch lächerlich. Verdammt nochmal, bleib stehen!“

Sie ignorierte ihn und verschwand, ohne sich noch einmal umzudrehen, hinter einer Hausecke. Der Marktplatz blieb menschenleer, nicht ein neugierig späher Kopf, der sich hätte versichern wollen, dass alles in Ordnung sei. Es musste Samstag sein, denn gestern hatten hier Leute gearbeitet. Es schien Bright unglaublich, dass so eine Szene, wie sie sich gerade vor seinen Augen abspielte, auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt in Deutschland, von den übrigen Bürgern völlig unbeobachtet und unbemerkt bleiben sollte.

Kurt hing schnaufend im Türrahmen. Er hatte nicht bemerkt, dass er beobachtet wurde. Die schweren Schultern des Wirtes klappten von einem auf den anderen Moment einfach ein, er verwandelte sich vor Brights Augen von einem schnaufenden Grizzly zu einem winselnden Waschbären. Zwar gab er keinen Ton von sich, jedoch war im Verlauf der menschlichen Geschichte selten ein Abgang jämmerlicher als der des verlassenen Wirtes, der alleine wieder in seine Wirtsstube zurückkehren musste.



Die Türe fiel krachend hinter ihm ins Schloss.

Auf den Marktplatz kehrte die warme Stille zurück und versicherte Brights aufgeschreckter Sensorik, dass jetzt wieder alles in Ordnung sei. Mit einem Gesichtsausdruck, als hätte er in einen sauren Apfel gebissen, verzog er sich zurück in seine Scheune.

Nachdem Brights Vater wieder in den Tiefen der Sphärenverdichtungen verschwunden war, machte sich sein Zögling daran, das Haus aufzuräumen. Die Töpfe abzuwaschen. Die Küche aufzuräumen. Die Rollläden hochzuziehen. Einen Schritt auf die Terasse zu tun, die Nase in die Abenddämmerung zu halten, und eine zu rauchen.

Die G22 hatte er immer noch. Merkwürdig, dass er zu diesem Zeitpunkt an seine Queste denken musste, die Kanzlerin umzubringen. Diese Zeit schien ihm von seiner jetzigen Existenz wie durch einen Schleier getrennt. Man konnte hindurchsehen, sich mit ein wenig Mühe auch verdeutlichen, wie das alles gewesen war, aber hinüberwechseln konnte man nicht mehr. Er hätte nicht sagen können, warum das so war, denn sonderlich erleuchtend waren die Erlebnisse damals wahrlich nicht gewesen, aber trotzdem musste sich etwas in ihm verändert haben. Irgendjemand hatte mal gesagt, dass unterbewusste Veränderungen die tiefgreifendsten waren, weil man noch weniger Kontrolle über sie hatte als über alle anderen. Bright benutzte jedoch seit seinem Ausflug nach Senfeld keine Waffen mehr, was ihm dort wiederfahren war, hatte zwar keine philosophische Erleuchtung, aber doch einen gewissen praktischen Respekt vor den Kräften des Universums nach sich gezogen. Er hatte mittlerweile das Gefühl, Waffen könnten tatsächlich gefährlich sein.

Nicht nur der Mensch, der sie führt. Die Waffe selbst. Sie war aufgeladen. Mit Szenen aus tausenden Filmen, Büchern, Computerspielen und Fantasien. Aufgeladen mit dem Nachladegeräusch amerikanischer Actionkracher, wo der Held vor dramatisch tönender Musik ein neues Magazin einführt. Mit dem „Da-Da-Da-Dum“, mit welchem der Prinz von Persien sich bückt und zum ersten Mal im Spiel sein Schwert findet, es triumphierend in die Höhe hält. Dem dominanten Geräusch von Pistolenschüssen, welches in bestimmten Musikrichtungen dazu benutzt wurde, die

Nähe des Künstlers zur sogenannten „Straße“ zu demonstrieren. Natürlich waren das alles Assoziationen, die von Menschen gemacht waren, doch es schien Bright, als könne man die Waffe „an sich“ gar nicht mehr denken, als würde das Ding durch seine kulturelle Vorgeschichte eine ganze Supernova an Gefühlen und Verhaltensweisen mit sich bringen, die alle nur auf eines hinzielten: Andere Menschen zu töten.

Nicht, Tiere zu erschießen oder Räuber zu verjagen. Andere Menschen zu töten. Das war nicht mehr das, was er wollte, und so lag die G22 seit jenem fatalen Ausflug nach Senefeld friedlich in ihrer Kiste im Hobbyraum, hinter der Tischtennisplatte.

„Ein Glück, dass der Schuss danebengegangen ist!“ Er sprach zu sich selbst, zu niemandem sonst, und weil auch sonst niemand hier war, hörte ihn niemand anders als er selbst. Er hätte gerne jemanden angerufen, aber das war nicht möglich. In solchen Momenten fiel ihm auf, dass er nicht genau wusste, wie alt er war. Er wusste, wann sein Geburtstag war und er feierte ihn ab und zu, falls gerade Geister zugegen und in Stimmung waren, aber sein genaues Alter konnte er schon lange nicht mehr feststellen. Bestimmt stand noch eine 2 vor der Jahreszahl, aber er fühlte sich oft, als wäre es nicht mehr lange hin bis zur 30.

Nachdem er das Haus auf Vordermann gebracht hatte, war es dunkel geworden. Eigentlich hätte er jetzt alle Rollläden wieder herunterlassen müssen, aber er ließ es erstmal dabei, sonst hätte er sich idiotisch gefühlt. Es war doch ganz schön anstrengend, so ein großes Haus zu bewirtschaften. Es wurde später. Zehn Uhr. Er sah schon länger kein Fernsehen mehr, sondern las Bücher, vor allem an Tagen wie diesem, an denen er abends zu müde war, um noch für sein Studium zu arbeiten. Momentan las er Paul Auster. Er verehrte diesen Mann mit einer für sein Alter schon peinlichen Hingabe. Der Typ war für Bright einer der Leute, die er problemlos in seinem Haus hätte wohnen lassen. Sicherlich hätte Mr. Auster es nicht lange ausgehalten in diesem Nest am Rande der provinziellsten Großstadt der Welt, aber angeboten hätte Bright es ihm ganz bestimmt.

Gerade hatte er sich die Leselampe hinter der Couch angemacht, das Sofa so zurechtgerückt, dass man die Beine auf den Glastisch mit den Magazinen legen konnte, da klingelte es an der Türe.

Murrend erhob sich der Auster-Fan aus seinen Startlöchern und beförderte die knackenden Beine auf den Fußboden. Schlurfte zur Türe. Der Eingangsbereich des Hauses lag im Dunkeln. Zur Türe hin kam man von außen über ein kleines Podest aus vier Steinstufen. Dahinter lag ein gepflasterter Weg durch den Vorgarten, an der sorgfältig gestutzten mannshohen Hecke entlang zum Gartentor. Durch das Treppchen lag der Eingangsbereich etwas erhöht. Bright konnte über die Hecke zur Straße blicken, dort spendeten die Laternen genügend Licht, um beispielsweise den BMW im Carport des Nachbarn deutlich sehen zu können. Nur, direkt vor ihm war alles schwarz. Da stand jemand, sein Gesicht lag im Schatten. Nach kurzem Zögern öffnete Bright die Türe.

Ein weibliches Wesen. Vor seinem Haus. Gutaussehend. Undenkbar. Aber wahr! Eine Nachbarin? Die war mit Sicherheit nicht von hier. Kleinmachnower kleideten sich selten in teure schwarze Mäntel mit hochgeklappten Krägen. Aus gestärkter Wolle. Und ihre Ohrringe waren... Moment mal, er musste etwas sagen. Starzte er schon wieder?

„Ja bitte?“

Sie erwiderte seinen Blick fest, und je länger sie ihn anstarrte, desto mulmiger wurde Bright, am liebsten hätte er im Verlauf des Gespräches die Türe wieder zugeworfen und wäre zurück zu seinem Buch gerannt.

„Bright?“

„Hallo. Entschuldigung, kennen wir uns?“

„Natürlich. Ich habe drei Kinder von dir und war in der Vergangenheit eine stetige Plage deiner gepeinigten Seele. Ich habe Unterhaltszahlungen von dir erpresst und gehe jetzt sogar soweit, dich persönlich aufzusuchen, um auch das letzte Bisschen was du zu geben imstande bist, aus dir herauszuquetschen.“ In die folgende Stille rückte sie ein wenig verlegen an ihrem Kragen herum.

„Das war nicht besonders witzig, oder?“

„Geht so.“

„Ich finde es auch nicht wirklich lustig.“

„Meinen Namen kennen Sie ja schon. Wer sind also Sie?“

„Ich heiße Starfox.“

„Starfox.“

„Ja?“

„Wie der Fuchs?“

„Genau. Unwichtig. Bright, du musst mich reinlassen. Ich bin auf der Flucht und habe wenig Zeit.“

„Woher kennen Sie bloß meinen Namen?“

„Ist das wirklich so wichtig? Ich kann doch sowieso nicht alles sagen, was du wissen willst. Trotzdem habe ich etwas zu sagen, doch das geht nicht einfach so, hier, zwischen Tür und Angel, verstehst du?“

„Nein. Aber hereinkommen können Sie - kannst du, natürlich trotzdem. Ich habe gerade aufgeräumt, perfektes Timing.“

Zwei Minuten später stand Starfox in seinem Wohnzimmer und betrachtete prüfend die Einbände der verschiedenen Bücher.

Plötzlich war es ihm peinlich, dass er das Zeug seiner Eltern da hatte stehen lassen und nicht wenigstens versucht hatte, der Möglichkeit der intellektuellen Repräsentation seiner Vorlieben Rechnung zu tragen. Nervös schielte er über ihre Schulter, sie war bei den Science Fiction Romanen seines Vaters angelangt und tätschelte gerade Lems „Pilot Pirx“. Ihre Finger waren ein Stück zu kurz, um wirklich hübsch zu sein. Sehr gepflegte Nägel.

„Kann ich dir etwas zu trinken anbieten? Ich hab nicht viel da, aber irgendwas findet sich ja immer.“

„Hm? Oh ja, ein Flensburger bitte.“

Woher wusste sie, dass er davon noch zwei Flaschen im Keller stehen hatte? Zufall, natürlich, sie spielte mit ihm. Bright musste auf der Hut sein. Nach fünf Minuten erschien er wieder am Absatz der Kellertreppe und drückte eine eisgekühlte Flasche in die fest zupackende Hand seines Gegenübers, mit einem ernsthaften Gesicht ließ Starfox den Verschluss ploppen und trank einen Schluck.

Er kam ihr mit dem Spruch zuvor. „Das flenst!“

Diesmal war es an ihr, die Augen zu verdrehen. Starfox. Wie sie wohl wirklich hieß?

Er überlegte, ob er ihr den Mantel abnehmen sollte. Sie schien sich in ihm ganz wohlfühlen, als geheimnisvolle Frau mit Codenamen auf der Flucht vor irgendwem gehörte ein Mantel ja auch irgendwie dazu.

„Bright, hörst du mir zu?“

„Entschuldige bitte. Ich bin von Natur aus nicht sehr aufnahmefähig, das liegt daran, dass...“

„Jaja, schon gut. Hör mir zu.“

„Ja.“

„Ich bin auf der Flucht vor einem außerirdischen Konglomerat, dessen Machenschaften die Handelsbeziehungen deines Planeten mit denen des restlichen Sonnensystems gefährden.“

„Wie bitte?“

„Ach Quatsch, das... Moment.“

„Was?“

„Ich meine, eigentlich wollte ich sagen, dass du auf der Hut sein musst, Bright.“ Sie räusperte sich vernehmlich, ignorierte seinen irritierten Blick, nahm noch einen tiefen Schluck aus der Flensburger-Pils-Flasche.

„Muss ich das?“

„Ja. Denn bald musst du dich entscheiden.“

„Huh?“

„Niemand in diesem Universum bleibt ohne Plan. Du hast keine Perspektive, aber im großen Spiel des Schicksals nimmt deine Figur einen wichtigen Platz ein.“

„Ich bin mir nicht sicher, ob du hier an der richtigen Adresse bist, Starfox.“

„Du glaubst vielleicht, dein Leben sei gelaufen. Du hast vielleicht das Gefühl, dass du Pfade eingeschlagen hast, deren Irrevisibilität im krassen Gegensatz zu dem Konstrukt „freier Wille“ steht, von dem du abhängig zu machen müssen glaubst, ob deine Sache in der Welt noch eine Chance hat, oder nicht.“

„Kannst du das nochmal langsam wiederholen?“

„Merke dir vor allem eins: Sinn wird nicht von außen appliziert, Sinn wird selbst gemacht.“

Bright zuckte mit den Schultern. Starfox sah ihn an, aber auch wieder nicht, sie schien in einer merkwürdigen Trance begriffen, auch wenn die Worte, die sie sprach, allesamt klar und deutlich formuliert waren. Trance war nicht das richtige Wort, sie war offensichtlich wach, aber sie sprach an seinem Gesicht vorbei, als würde sie jemanden ansprechen, der hinter ihm säße und seine Augen nur als Brille benutzte. Sie erinnerte ihn ein wenig an den Geist seines Ururur-großvaters mütterlicherseits, ein waschechter

Hugenotte, der ab und an in solche Phasen des Rezitierens zu verfallen drohte.

„Sonst noch was?“

„Ja. Niemals, wirklich niemals, darfst du pfeifen, während du pisst.“

„Ja, das Buch kenne ich auch.“

„Gut für dich.“ Starfox formulierte nach diesem Ansturm belehrender Sätze ein so bezauberndes Lächeln, dass es ihn fast von den Füßen gehauen hätte, inklusive im Verlauf des Gespräches immer gelangweilter baumelndem Flensburger.

„Bist du schizophran?“

„Das ist aber keine besonders höfliche Frage einer Frau gegenüber.“ Ihr Lächeln nahm einen spitzbübsichen Zug an, das Gesicht unter den blonden Haaren hatte tatsächlich etwas füchsisches, passend zum Namen.

„Ja. Ich bin nicht besonders höflich, eigentlich.“

„Wenn du es wirklich wissen willst, ich war schon mal bei einem Psychiater, und der hat mir eine Diagnose gegeben, die man in heutigen Maßstäben durchaus mit ‚schizophran‘ übersetzen könnte.“

„Mein Psychiater hat mir verklausuliert zu verstehen gegeben, dass ich mich besser umbringen sollte, weil der zu verdrängende Schmerz meiner Vergangenheit zu groß sei, um je damit fertig zu werden.“

„Very Emo, Mr. Bright.“

„Haha, ja. Prost.“

Ein leises Klirren hallte durch das Wohnzimmer, als Starfox und Bright zusammen anstießen. Der Abend versprach endlich einmal wieder, interessant zu werden.

Die Sternenfrau ist dagewesen! Solche Ereignisse sind es wert, von der aufreibenden Arbeit eines Schriftstellers kurz Abstand zu nehmen, und sich mit einem warmen Kakao auf seine Couch zurückzuziehen. Die Pflanze steht jetzt direkt links neben mir, immer noch im Regenerationsprozess begriffen. Kettcar hatte Recht, mir kommt sie auch irgendwie bekannt vor. Vielleicht habe ich mal etwas im Fernsehen gesehen. Wobei die eigentlich selten

über sprechende Pflanzen berichten.

Der Kakao kommt direkt von einem Planeten, der der Erde sehr ähnlich ist, und doch eklatante Unterschiede aufweist. Jedenfalls hat mir das die Sternenfrau erzählt. Ich weiß nicht, wie sie wirklich heißt, ich weiß auch nicht genau, wo sie wohnt und ob sie tatsächlich fliegen kann und sich auf Shopping-Trips zur Venus begibt - all inclusive, das beste Hotel am Südkrater.

Entschuldigung, das war etwas vereinfacht gesprochen, von einem feministischen Standpunkt aus gesehen macht sie natürlich viel mehr, als nur shoppen zur gehen und „shoppen“ ist eigentlich ein kapitalistisch-machistisch geprägter Geschlechterbegriff, den ich auf die Frau als solche appliziere, um sie besitzen zu können. Oder so ähnlich. Diese Gender-Sache ist noch neu für mich, was damit zu tun haben könnte, dass ich, betrachtet man es mal realistisch, ein sehr abgeschiedenes Leben führe.

Zum Glück habe ich Eltern, die mir ein monatliches Gnadengeld zukommen lassen, und Freunde, deren Hauptaugenmerk nicht auf den Zahlen auf dem Verdienstscheck ihrer Kumpanen liegt. Oder vielleicht doch, schließlich besuchen die mich auch nicht mehr so oft wie früher.

Der Sternenfrau sind Zahlen auf Schecks sicherlich egal, sie besucht mich mindestens einmal in der Woche. Über den Sekt und das Raffaello hat sie sich sehr gefreut, glaube ich. Sowas scheint es auf der Venus nicht zu geben, und wer wäre ich schon, würde ich diesen Makel der interstellaren Marktwirtschaft nicht nach vollen Kräften ausgleichen! Sie hat Haare, die bis zum Boden reichen. Ihre Sonnenbrille ist mit bunten Steinchen besetzt, die im Gegenlicht aufregend in alle Richtungen blitzen. Dahinter verbergen sich Augen, in die sie mich manchmal blicken lässt. „Nicht zu oft.“ sagt sie dann immer, ein wenig streng. „Ein Erdenmensch verträgt das auf Dauer nicht.“

Das ist mir egal. Ich habe manchmal Träume, für die ich mich nachher schäme, in denen ich ihr die Augen aus dem Kopf nehme, um sie ganz in Ruhe ansehen zu können. Denn ihre Augen öffnen Türen, wo vorher nur eine Wand war, treten verrottete Gemäuer ein, legen überflutete Gebiete trocken, bauen Autobahnen, Überschallstraßen, Teleporter, überschütten gequälte Angestellte mit Gehaltserhöhungen und geben Obama die Macht, mit einem

Fingerschnippen die globale Situation zum Guten zu ändern. Ihre Augen geben mir das Gefühl, ich könnte alles erreichen. Wie in den Geschichten eben. Wenn ich in ihre Augen blicke, verschiebt sich das Universum um ein winziges Stück. Alles, was vorher gehakt hat, sich quietschend an Ecken und Kanten rieb, rastet nun ein. Mit einem hellen Ton. Das neue Universum ist ein fertiges Puzzle, ein unglaublich sinnvolles Ganz.

Ab und zu in ihre Augen zu sehen, das ist für mich das Größte. Sie hat heute etwas Merkwürdiges gesagt. Ich habe ihre Augen nicht gesehen - dafür letzte Woche, um 17:38 Uhr, an einem Mittwoch - aber sie hat mich durch die getönten Scheiben ihrer Brille hindurch fixiert, als ich gerade dabei war, den Sekt zu öffnen.

„Du bist ein ganzes Stück älter geworden.“ sagte sie. „Man erkennt dich kaum wieder, wenn du in den Spiegel siehst.“ Manchmal kann sie ganz schön wirres Zeug reden. Ich denke, das hat damit zu tun, dass sie fünf außerirdische und dreizehn irdische Dialekte fließend beherrscht und sich laut eigenen Angaben hauptsächlich von Weltraumstaub ernährt. Da geraten einem die Zuordnungen etwas durcheinander. Trotzdem konnte ich es nicht lassen und wollte nachhaken.

„Wie sehe ich denn aus? Beim Blick in den Spiegel, meine ich?“

„Wie du immer aussiehst. Älter als früher.“

Daraufhin fiel mir auch nichts mehr ein. Älter als früher. Wahnsinn, Sherlock. Etwas schnippisch lege ich die Erinnerung an die Sternenfrau für den Moment ad acta. Der Kakao rumort wohligh im Magen. Ich lasse den Blick durch mein Zimmer schweifen. Hier könnte man auch mal aufräumen. Sie fallen in Klischees, Mylord. Oh, Kettcar ist wieder da.

„Wie bitte?“

„Ich sagte, hör auf deiner Schnalle nachzuträumen. Zurück an die Arbeit! Du hast heute erst eine halbe Seite geschrieben!“

„Heute? Was für ein Tag ist das?“

„Willst du den Klugscheißer-Wettbewerb gewinnen, oder willst du ein Buch schreiben?“

„Kein Grund, gleich ausfallend zu werden.“

„Ausfallend? Ey, ich bin nicht derjenige, der sich hier die Eier schaukelt, während der Rest der Menschheit arbeiten muss!“



„Also statistisch gesehen ist diese Aussage nicht durch ausreichende Umfragewerte abgesichert.“

Klirr. Das war die Schreibtischlampe. Empört schaukelt die Riesenratte ihren haarigen Abdomen in meine Richtung.

„Was hat sie dir in den Kakao getan? He? Komm wieder runter, Bolle!!“

Ich habe keine Lust. Soll er doch meinetwegen so weit wachsen, dass er den Rest der Einrichtung auch kaputtmacht.

„Ich mache Pause.“

„Pause? Pause macht er. Hör mal, Kleiner, wenn ich du wäre, würde ich keine Pause machen. Ich würde meinen fetten, haarigen Arsch von diesem abgerissenen Couch-Ersatz hieven und mich verdammt noch mal an die Arbeit machen!“

Mir egal. Der Kakao kommt von der Venus. Wahrscheinlich weiß der Mistkerl noch nicht mal, wo das liegt.

„Alter, ich bin schon auf der Venus gewesen, da hast du noch als Spermie um die Gunst einer übergewichtigen Eizelle gebuhlt!“

„Ach ja? Welche Temperatur hat es da?“

„Häh?“

„Wie sehen die Bewohner aus? Wieviele Pflanzenarten gibt es? Welchen Umfang hat der Planet?“

„Woher soll ich das wissen?“ Kettcar ist jetzt zu groß für den Schreibtisch geworden, als er auf den Boden hüpfte, wackelt das Zimmer bedrohlich. Der Computerbildschirm gibt ein klagendes Klirren von sich. „Ich merk mir so'n Scheiß nicht. Schau bei Wikipedia nach, wenn dich so 'ne Kacke interessiert. Jetzt bewege deinen Hintern oder ich schiebe dir deine Venus bis zum Anschlag den Dünndarm hoch.“

Das ist ja nicht zum Aushalten. Ich springe auf, grunzend stoße ich ihn zur Seite, stapfe zur Türe, werfe mir die Jacke über und schlüpfe in die Turnschuhe. Ich brauche Luft. Ja, jetzt schaut er verdattert. Das hat er noch nicht erlebt. Mir egal, Kettcar, mal sehen, wer jetzt für dich einkauft und deine bekloppten Tiraden erträgt.

„Wenn du alles besser weißt, dann schreib die Geschichte doch bitte selbst!“

Triumphierend lasse ich die Türe ins Schloss donnern und mache mich auf den Weg.

\*\*\*

Sie war der Überhammer.

Starfox - die Tussi hatte einen blöden Namen, aber sie war der Überhammer. Sie trieben es zuerst auf der Couch.

Von hinten. Sie zeigte ihm ihren Marmorarsch.

Er war so hart, dass er ein ganzes Wohnhaus hätte umficken können.

Ihr Körper war wie ein tiefergelegter Cadillac mit Chromfelgen. Und Titten. Ihre Titten waren klein und fest, genau richtig für seine Hände.

Sie trieben es die ganze Nacht hindurch im Wohnzimmer. Dann im Flur. Dann im Schlafzimmer seiner Eltern, auf dem alten Ehebett. Dann fickte er sie die Treppe hoch und lehnte ihren Oberkörper aus dem Fenster, während er ihr den Arsch bumste.

Danach war er voller Energie.

Sie war total fertig, als die Sonne aufging und er die Kippe danach in vollen Zügen beim Kaffee in der Küche inhalierte. Klar, sie war auch ein bisschen böse auf ihn. So waren Frauen immer danach. Sie schaute ihn an, als wäre er ein Monster. Na, und eigentlich hatte sie ja Recht! Nur ein Monster hätte es ihr so gut besorgen können.

Grinsend zog er sich an, sie würde jetzt sicher noch eine Weile im Haus bleiben und ihm auf die Nerven gehen wollen. Na, aber er wollte raus hier. Mal an die frische Luft, was von der Welt sehen!

So viel Geld wie er hatte, war es eine Schande, dass er sein bisheriges Leben so einsam verbracht hatte. Draußen war es frisch, der Morgen hatte seinen Tau auf den Blumen hinterlassen. Der Briefkasten war voll, ach, das war ihm scheißegal. Der vollgetankte Audi R6 stand in der Auffahrt, wartete nur darauf, dass Bright sich ans Steuer setzte. Die Felgen blitzten, die Ledersessel waren weich und gemütlich.

Die Autobahn war zu dieser Zeit noch leer, und so konnte er aufs Gas drücken, seine Sorgen ließ er in einer Wolke aus Abgasen hinter sich.

Hallo Berlin!

Die Stadt streckte ihre Dächer und Wolkenkratzer in den Himmel, pulsierte voller Energie einem neuen Tag entgegen. Bright raste mit der silbern glänzenden Kiste mitten hinein.

Zehn Uhr Morgens - Zeit, sich ein paar Drogen zu kaufen. Der Dealer hieß King Alik, und Bright war mal sein bester Kunde gewesen, bevor die ganze Sache mit der Einsamkeit und den Emo-Trips begonnen hatte. King Alik war der King in seinem Viertel, Bezirk 36, Kreuzberg. Nicht viele Leute aus den Randbezirken hätten sich getraut, hier mit einem Kleinmachnow-Kennzeichen auf einer teuren Karre aufzukreuzen. Bright war das egal, er konnte sich schließlich jederzeit ein neues Auto kaufen.

King Alik begrüßte ihn mit dem obligatorischen Handschlag und sie wechselten ein paar Worte über das Wetter und die Weiber, während Geldscheine gegen weißes Pulver ihren Besitzer wechselten. Ein bisschen Gras kaufte er sich auch, zum Runterkommen. Er hatte einiges vor heute.

King Aliks Schlampe hieß Silana, ein heißes Stück Eisen.

Rattenscharfe Augen, lange schwarze Haare, die Haut unter der Sonnenbank gebräunt, bestimmt nahtlos. Sie lächelte Bright zu und er war sich sicher, für ein bisschen Geld hätte er sie haben können. Aber nein, danke, für den Moment hatte er noch Starfox Geschmack auf den Lippen und da brauchte er nichts Neues. Heute abend wieder, frühestens.

Den ersten Joint rauchte er auf der Terrasse eines Bekannten. Der hatte eine Penthouse-Wohnung direkt neben dem Brandenburger Tor, von hier aus konnte man in der einen Richtung den Tiergarten sehen, auf der anderen Seite die Stadt.

Das Gras haute ordentlich rein. Gutes Zeug. Die nächsten Stunden verschwammen in Farben und Gefühlen, er war bei Starbucks und flirtete mit der Kassierererin, dann bei Burger King. Der Whopper war immer noch der beste Hamburger der Welt. Vor allem straff. Beste Qualität zwischen Soße und Salat.

Er konnte sich gar nicht mehr erinnern, wo er das Auto geparkt hatte. War ihm auch egal.

Den zweiten Joint rauchte er im Beisein von ein paar Studenten, die ihm seine Currywurst dafür bezahlten, dass sie auch mal ziehen durften. Die Wichser hatten sicher Angst, selber Drogen zu kaufen, da war es nur gerecht, dass sie ihm das Essen bezahlten.

Der Darwinismus der Natur war hier im Großstadtdschungel im vollen Effekt.

Schließlich wurde es Abend: Na endlich. Die ganze Vorbereitung musste sich schließlich lohnen. Er kramte sein Handy aus der Hosentasche, viel zu lange hatte es nur so vor sich hingedöst, und rief ein paar alte Freunde an. Was freuten die sich, von ihm zu hören! Klar, ein paar waren reserviert, er hätte sich ja auch mal melden können, blahblah, aber schließlich waren sie zu acht und standen in der Schlange vor dem Weekend.

Ein paar Frauen hatten sie auch dabei, drei, keine sah so gut aus wie Starfox, aber schließlich konnte man in so einer Situation nicht wählerisch sein.

Die erste Line legte er auf den Titten von Miriam, einer hochgebildeten 23jährigen Frau mit Brille und Nerd-Haarschnitt, die „sowas eigentlich nicht machte.“ Sie hatte große Titten, und musste die Brust rausstrecken, die würde im Alter sicher Rückenbeschwerden bekommen.

Die Musik war endgeil. Alle Frauen hatten Miniröcke. Lange Beine schoben sich an ihm vorbei, unter dünnem Stoff rieb sich der Arsch einer Braut an seinem Becken. Es gab einen Gott.

Den dritten Joint rauchte er mit Iris. Sie saß auf seinem Schoß und kicherte haltlos, während er ihr davon erzählte, dass die Chinesen zwar die Welt übernehmen würden, sie beide aber dadurch, dass sie sich die Augen schmal kifften, in der neuen Welt gut zurechtkommen würden. Sie umfasste die Tüte vorsichtig mit ihren Lippen. Zehn Minuten später tat sie dasselbe mit seinem Schwanz. Als er ihr stöhnend ins Gesicht spritzte, hielt sie brav still. Natürlich ekelte sie sich ein bisschen, aber sie lächelte tapfer. Der neue Morgen würde der Beste der Welt! Seine Arme umfassten zu jeder Seite eine Frauenhüfte, das Koks donnerte durch sein Hirn und die Musik trug seine Gedanken in Richtung Nirvana. Das war das Leben!

Am nächsten Morgen dröhnte Brights Kopf, als hätten sich alle Presslufthämmer der Stadt zu einem Gratiskonzert versammelt.

\*\*\*

Schon wieder Schneeregen. Die Autoreifen mixen das Zeug mit allem, was sie so unter das Gummi bekommen, bis die Straße aussieht, als hätte sie jemand mit geteertem Milchreis überzogen. Die Menschen auf den Gehsteigen schauen entweder nach unten, oder sie suchen in meinem Gesicht nach Anzeichen von Streit. Mir fällt es gerade ziemlich schwer, das unbeteiligt an mir abprallen zu lassen. Was für ein Knilch dieser Kettcar ist! Er glaubt tatsächlich, die Welt verstanden zu haben, denkt wirklich, aus seinen paar Prinzipien über das Leben und seine Auslese den todsicheren Weg zum Erfolg ableiten zu können. Der Weg zum Erfolg. Ich habe mal ein Bild von Walter Benjamin gesehen, das er „Windrose des Erfolgs“ genannt hat. Soweit ich weiß, litt der Mann daran, dass zu Lebzeiten niemals wirklich Erfolg haben würde, glaubte aber fest, dass die Menschheit seine Ergüsse zu einem späteren Zeitpunkt würde wertschätzen können. Deswegen hat er seinem besten Freund Dokumente zukommen lassen, damit dieser für ihn das „Walter-Benjamin-Archiv“ anfertigen konnte. Wahnsinn, was manche Leute für beste Freunde haben. Da lebt jemand, mit seinen eigenen Problemen, seinen Ängsten, seinen Wünschen und hat trotz all dieser selbstmordgefährdenden Dinge noch Zeit, für seinen besten Freund ein Archiv aus dessen Schriftstücken zusammenzutragen. Für die Nachwelt. Ich hoffe, der Freund hatte etwas davon. Vielleicht war er Benjamins Liebhaber, oder er verspürte beim Ordnen der Schriften, beim Editieren des zukünftigen Nachlasses den Hauch der Geschichte über seine Hände wehen. Für das Gefühl, Teil von etwas Großem zu sein, lohnt es sich wohl, seine eigenen Probleme zeitweise zu vernachlässigen. Was habe ich schon für eine Ahnung davon. Ich helfe meinen Freunden auch, natürlich, aber wenn man sich so selten sieht, bleibt immer das Gefühl zurück, nicht genug getan zu haben. Es ist auch ein bisschen schwierig, dabei den Hauch der Geschichte über seine Hände wehend zu verspüren. Wahrscheinlich bin ich einfach ein bisschen neidisch auf den Freund von Walter Benjamin, der soweit ich weiß selbst ein gelehrter Mann gewesen ist. Müsste ich eigentlich nochmal nachschlagen. Bei Wikipedia.

Was mich wieder zu der Ratte bringt, meinem besten Feind, der sicherlich gerade in meiner Wohnung vor einem leeren Bildschirm sitzt und darüber nachdenkt, wie er die Geschichte jetzt am

besten weiterführe. Geschieht ihm ganz Recht. Wenn er Pech hat, wacht Echnaton gerade heute aus seinem Schlummer auf und belästigt *ihn* die ganze Zeit hindurch mit seinen Kommentaren. Ich sollte mal nach dem Rechten sehen.

Ich bin schon seit zwei Stunden unterwegs und langsam wird mir langweilig. Es ist kalt. Nicht, dass ich mir Sorgen mache. Kettcar hat sicherlich nach zwei Minuten aufgegeben und sich schmollend in die Ecke verzogen. Nein, aber ich will den kleinen Kerl ja auch nicht zu lange bestrafen. Er meint es, auf eine sehr pervertierte Art und Weise, ja auch nur gut mit mir. Wenn er nur nicht so verdammt selbstsicher wäre.

Ich beschleunige meine Schritte und biege schließlich wieder in die Straße ein, in der meine Wohnung liegt. Wie immer wünsche ich mir, dass ich an dem Haus vorbeigehen könnte, nein, nein, Scherz, hier wohne ich gar nicht, ab zu meiner Altbauwohnung in Alt-Treptow, haha. Realität ist, wenn man trotzdem lacht. Auf den Treppenstufen zur Eingangstüre sitzt ein Mann. Das ist hier nichts ungewöhnliches, aber den habe ich hier noch nie gesehen. Als ich näherkomme, wird mir klar, dass er von Kopf bis Fuß durchnässt ist, als wäre er gerade aus der Spree geklettert. Auf der Flucht vor den Bullen. Blödsinn. Ich bemühe mich um ein hilfsberechtigtes Lächeln.

„Hi. Kann ich Ihnen helfen?“

Er macht den Eindruck, als wäre er nicht ganz bei sich. Sehen so Leute aus, die unter Drogen stehen? Ich habe schon viele Drogentrips beschrieben, aber gerade in diesem Moment wird mir klar, dass es mir sehr schwer fällt, einen geistig klaren Menschen von einem zugehörnten zu unterscheiden.

„Ich. Ich weiß nicht genau. Wo bin ich hier?“

Seine Stimme klingt unsicher, kratzig. Fluchtreflexe melden sich im unteren Bereich meines Magens.

„Wie meinen Sie das? Berlin. Charlottenburg. 2010. Haben Sie sich verlaufen?“

„Berlin.“ wiederholt er nur. Ich gebe mir einen Ruck, packe seine Hand und ziehe ihn auf die Füße. Er ist ein bisschen kleiner als ich, ein bisschen dicker als ich.

„Geht es Ihnen gut? Sie sind ganz nass, Sie werden sich erkälten.“

„Ich. Nein, mir geht es nicht besonders. Hören Sie - hör mal, ich heiße Christian.“ Er reißt sich offenbar zusammen, sieht mir jetzt gerade in die Augen. Er ist Araber oder so, Deutscher, sicherlich, so wie er redet, und eigentlich macht er den Eindruck, als wäre er ganz klar im Kopf.

„Hallo Christian. Tut mir leid, ich wollte nicht unhöflich sein. Aber so durchnässt, bei der Kälte, ich meine, es geht mich ja nichts an, aber...“

„Jaja. Du hast ganz Recht. Wirklich, ich weiß auch nicht genau, was passiert ist. Sag mal, das ist jetzt ein bisschen dämlich, aber, kann ich kurz zu dir reinkommen? Duschen?“ Ein klägliches Lächeln. „Ich fühl mich schrecklich.“

Oho. Jetzt klingen die Alarmglocken doch etwas lauter. Meine Erziehung meldet sich aus einem vergessenen Winkel, nimm keine Süßigkeiten von fremden Männern an. Aber er wirkt so niedergeschlagen, so aus den Fugen gerissen, dass ich im Moment, in dem er fragt schon weiß, dass ich ihn hereinlassen werde. Er bemerkt mein Zögern, ein Ruck geht durch sein Rückgrat und er bemüht sich um ein verständnisvolles Nicken.

„Hm. Wenn nicht, schon klar. Verstehe ich. Ich würde auch nicht jedem dahergelaufenen Typen meine Wohnung anbieten.“

„Ach Blödsinn. Das geht schon in Ordnung.“ Ich zücke meinen Schlüssel und schließe auf.

Ein paar Floskeln später steht der Fremde in meiner Dusche. Seine Sachen habe ich über die Heizung gelegt, zum Trocknen. Ein mulmiges Gefühl bleibt, so beginnen sicherlich die Stories, in denen es um Massenmörder geht. Kettcar hat sich natürlich verzogen, ganz wie ich es vorhergesagt habe. Der Laptop surrt im Ruhezustand vor sich hin. Echnaton steht schweigend neben dem Vorhang und reckt seine gepeinigten Blätter Richtung Tageslicht. Ich mache Kaffee. Die Maschine tuckert gemütlich unter dem Klang von fließendem Wasser aus dem Bad. Sicherlich macht er alles nass. Jetzt reiß dich zusammen. Der Typ ist kein Massenmörder. Sonst wärst du doch schon längst an die Heizung gekettet. Mal sehen, ich habe: Eine alte Jeans, aus der Zeit wo ich dachte, Baggyhosen tragen sei ein cooles Statement gegen die Eintönigkeit der modernen Welt. Socken. Ein T-Shirt, inklusive Label einer längst untergegangenen Modemarke. Einen dicken Wollpullover. Eine

ziemlich mitgenommene Shorts, die mit gutem Willen als Unterwäsche durchgehen wird. Das Bündel lege ich vor die Badtüre. Dann warte ich auf der Couch, die dampfende Kaffeetasse zwischen den Fingern, bis er fertig geduscht hat. Er lässt sich Zeit. Schließlich kommt er zurück ins Wohnzimmer, mit einem sehr verlegenen Gesichtsausdruck. Die Sachen stehen ihm ungefähr so gut wie einer Bulldogge das pinke Halsband eines Schoßhündchens. Ein breites Grinsen kann ich mir nicht verkneifen.

„Schick!“

„Danke dir. Jetzt geht es schon wieder viel besser.“

„Kein Problem. Ich habe Kaffee gemacht, nimm dir erstmal.“

„Danke, sehr gerne. Hör mal, ich bin dir wirklich dankbar. Ich hätte jetzt nicht gewusst, was ich machen soll.“

„Darf man fragen, was passiert ist?“

„Das weiß ich selbst nicht so genau.“ Erleichternd ächzend lässt Christian sich auf meine alte Couch fallen und nimmt einen tiefen Schluck vom Kaffee.

„Ich meine, denk dir nichts Falsches. Ich arbeite für die Polizei. Spurensicherung. Ich habe in meinem Leben noch keine harten Drogen genommen. Aber gestern abend habe ich etwas völlig irrationales getan und bin eben erst vor deiner Türe wieder aufgewacht. Völlig durchnässt.“

„Hm. Polizei? Echt? Wie lange denn schon?“

„Ach, schon wirklich eine ganze Weile. Ist nicht so aufregend, wie es sich anhört. Bis auf gestern abend. Da sind mehrere völlig irre Sachen nacheinander passiert.“

Er beäugt mich prüfend, ich kann fast spüren, wie sich der Blick in mein Hirn drängen will, meine Reaktion begutachten.

Unangenehm. Ich präsentiere ein schwaches Lächeln.

„Klingt ja aufregend.“ Wo kommt bloß dieses komische Gefühl her? Ein Verdacht schleicht sich ein, ein Verdacht, von dem Kettcar sagen würde, er gehörte zu einem arbeitslosen Cracknigger und nicht zu einem Autor. Tut mir leid, Kettcar.

„Wie heißt du eigentlich?“

„Christian. Sagte ich doch schon.“

„Ich meine, hast du einen Nachnamen?“

„Ach so, ja. Christian El Hamid. Sieht man mir wohl an der Nase an, dass mein Großvater keine deutschen Rüben gezogen hat, hm?“



Das wird ja immer schöner hier. Fast wäre mir die Kaffeetasse aus der Hand gerutscht.

„Kann schon sein.“

„Alles in Ordnung?“

„Hm?“

„Du bist gerade käseweiß geworden. Wie ein Leichentuch.“

„Ich... die Luft ist hier schlecht. Ich lüfte mal.“ Plötzlich fällt mir so einiges auf an meinem heimatlosen Fremden.

„Gebürtiger Iraner“. Noch nie wurde ein Mensch so schlecht beschrieben. Wie sieht so ein „Gebürtiger Iraner“ schon aus?

Diese zwei Worte benennen höchstens eine Schublade, aus denen der Leser dann seine eigenen Erfahrungen mit Menschen, die er aus der Ferne gesehen hat, ziehen kann. Nie im Leben würde er Christian El Hamid vor seinem inneren Auge sehen. So fett, wie ich ihn beschrieben hatte, ist er überhaupt nicht. Klar, er hat einen dicken Hintern und seine Finger waren tatsächlich voller Schwielen, aber der aufgeweckte Blick der momentan misstrauisch meine Bewegungen verfolgenden Augen machen die Behäbigkeit seines Körpers wieder wett.

„Du, du musst keine Angst vor mir haben. Ich bin nicht im Dienst, und selbst wenn, ich bin kein Drogenpolizist.“

„Hehe.“ Wie soll ich ihm das erklären? „Ich hab keine Angst vor dir. Ich bin nur nicht gewohnt, das jemand Fremdes in der Wohnung ist, das ist alles.“

„Achso.“

Sein Blick schließt alles ein, die schäbige Tapete, das selbst verlegte schwimmende Laminat, mit den nicht abgeschlossenen Enden, der Fernseher aus dem Jahre 2000 vor Christus, die schlecht abgeschliffenen Türzagen.

„So alt siehst du mir gar nicht aus.“

„Alt nicht. Nur ein bisschen einsam.“

„Bisschen ist gut.“ Mit einem Ruck stellt er die Kaffeetasse ab und lächelt. „Scheint mir, als würdest du nicht viel Besuch bekommen.“

„Ja, das sagte ich ja bereits.“

„Aber auf Frauen stehst du trotzdem, oder?“ Gegen meinen Willen nicke ich bekräftigend und komme mir dabei ziemlich schäbig vor.

„Hast du eine Freundin?“

„Nein. Nicht wirklich.“ Gut, *jetzt* komme ich mir schäbig vor.

„Nicht wirklich. Alles klar.“

Jetzt aber mal langsam, Herr Hamid.

„Und was ist mit dir?“

„Mit mir? Hm.“

Das Gespräch bekommt einen unvorhergesehenen Schwinger versetzt, als der Mann, den ich bereits kenne, überrascht innehält und mir im selben Moment klar wird, dass ich auch die Antwort auf meine Frage bereits kenne.

„Nein. Ich meine. Keine Ahnung. Ich kann mich nicht erinnern.“

Stimmt. Ich habe nämlich gekifft und vergessen, dir eine Hintergrundgeschichte zu verpassen. Er wirkt so verdattert, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll. Kratzt sich am Hinterkopf, die Finger finden unter dem ausgedünnten Haarschopf dunkle Haut. Eine leichte Platte beginnt, sich auf seinem Schädel zu bilden. Er muss Ende dreißig, Anfang vierzig sein. Ob sein Job sehr stressig ist? Wieso weiß ich das alles nicht?!

„Das ist ja ein Ding. Ich habe keine Ahnung.“ Warum merkt er nicht, dass ich ihn anstarre wie ein Xenobiologe eine außerirdische Pflanzenart? Er merkt es, denkt natürlich, ich starre wegen seiner Amnesie, oh Mann. Ich würde mich am liebsten in der Kaffeetasse verkriechen.

„Ich muss stärker auf den Kopf gefallen sein, als ich dachte. Ich kann mich erinnern, wo ich arbeite, was ich die letzten Wochen getan habe, aber wenn ich darüber reden will, was...“ eine hilflose Handbewegung. „Nichts. Das ist nicht gut, glaube ich.“

„Nein. Aber es kommt vor, habe ich gehört.“

„Ich muss wohl zum Arzt.“

„Aaach. Da würde ich erstmal ein paar Tage verstreichen lassen. Was man so hört, kann das ja ganz schnell von alleine weggehen.“

„He, ich mache keine Witze! Ich kann mich nicht erinnern. Das gibts doch gar nicht!“

Das mit dem Temperament habe ich jedenfalls richtig beschrieben. Nur nicht seinen Gesichtsausdruck dabei. Wenn er plötzlich wütend wird, scheint sich hinter seinen Pupillen eine Tür zu öffnen, die den Blick auf lodernde Flammen freigibt. Christian El Hamid - Der Bulle mit dem Hochofen im Kopf. Wer hätte das gedacht. Ich kann nur hilflos die Schultern heben.

„Tut mir leid. Echt. Vielleicht solltest du erstmal nach Hause gehen und dich ausruhen.“

„Du hast Recht. Entschuldige bitte. Ich platze hier rein, besetze deine Dusche, klau deine Klamotten und dann schrei ich dich an, weil ich mein Gedächtnis verliere.“

„Kein Problem. Wenn man schlimme Dinge erlebt, dann bringt einen das schon mal aus der Bahn.“

„Das kannst du aber laut sagen. Verzeih einem alten Mann, ja?“

„Klar.“ Erleichtert springe ich auf und suche eine alte Jacke raus, die passt zu seinem restlichen Outfit. In der Kluft könnte er auch locker undercover arbeiten, kein Mensch würde ihn für einen Bullen halten.

„Ich leih dir das Zeug und wir tauschen Nummern aus, dann ruf ich an, wenn die Sachen trocken sind.“

„Ist das auch wirklich in Ordnung?“ Er lächelt wieder, dankbar, dass ich nicht eingeschnappt bin und knöpft sich die um fünf Nummern zu große Jacke zu.

„Das ist schon okay so. Vielleicht solltest du erstmal bei deiner Arbeit anrufen, sagen, was passiert ist. Die machen sich sicherlich auch Sorgen.“ Das ist mir so rausgerutscht und ich merke viel zu spät, wie schlecht diese Idee ist. Der Mann hat hier doch überhaupt keine Arbeit. Aber vielleicht habe ich ja unrecht. Vielleicht ist das alles nur ein riesiger Zufall. Ich glaube keine Sekunde daran.

„Gute Idee. Ich danke dir. Wir sehen uns.“

Mein Herz klopft mir bis zum Hals, als ich die Türe hinter ihm schließe. Wahnsinn. Wem erzählt man soetwas? Mit aller Macht wünsche ich mir die Sternenfrau herbei, aber mit ihrem Besuch ist erst wieder in der nächsten Woche zu rechnen. Ist ja nicht zum Aushalten.

Da ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, setze ich mich wieder an den Schreibtisch und erwecke das Laptop aus seinem Schlummer. Eine neue Seite, ein neuer Satz, ganz oben.

Am nächsten Morgen dröhnte Brights Kopf, als hätten sich alle Pressluftschlämmer der Stadt zu einem Gratiskonzert versammelt.

Wunderbar. Das ganze Gerede über Schreibstil und

Rezeptionskonformität, kulminiert in einem einzigen Satz, in dem der Protagonist mit einem Kater aufwacht. Ein diebisches Lächeln stiehlt sich auf mein Gesicht, verwischt das Herzklopfen für einen Moment und rückt Christian El Hamid in eine angenehme letzte Reihe.

„Einen Satz pro Tag – ich glaube das dauert noch ein bisschen mit dem Schriftstellern.“ Oh, auch wenn er nicht da ist, das hört er ganz bestimmt. Sonderlich aufregend ist der Satz auch nicht. Na bitte, lassen wir ihn eben stehen.

Am nächsten Morgen dröhnte Brights Kopf, als hätten sich alle Pressluftschlämmer der Stadt zu einem Gratiskoncert versammelt. Er lag auf einem Fahrersitz. Langsam verschoben sich die Konturen, rückten ein Lenkrad ins Sichtfeld. Seine Beine schrien unisono vor sich hin. Trombose. Er würde sterben, zusammengerollt auf dem Fahrersitz eines Autos, weil er sich nicht mehr bewegen konnte. Doch, er konnte. Nach ein paar Minuten erkannte er auch seine Umgebung wieder. Er lag im Auto seines Vaters. Sein Magen rumorte, als wäre das Auto ein Schiff auf hoher See. Seine erste Amtshandlung als Passagier bestand darin, die Tür zu öffnen und nach kurzem Torkeln innezuhalten, um im hohen Bogen ins Gras zu kotzen.

Was hatte er nur getrieben?

Das Zwitschern der Vögel sägte an dem letzten Rest tapferer Nervenstränge, die ihn davon abhielten, auf dem Gehweg zusammenzubrechen. Er meinte, hinter dem Gartenzaun des Nachbargrundstückes einen Menschen auszumachen. Vielleicht hatte er auch kurz gewunken. Schließlich schaffte er es, die Haustüre zu öffnen und sich ins Bad zu schleppen.

Duschen waren ein Segen für die Menschheit. Er verbrachte eine gefühlte Ewigkeit damit, sich einzuseifen, sich abzuwaschen, das Duschwasser zu trinken, auszuspucken, fein säuberlich jedes Anzeichen von Schmutz von seinem Körper zu entfernen.

Danach schmerzte sein Kopf immer noch höllisch, aber zumindest konnte er wieder klar sehen. Er sah eine ganze Reihe von Problemen. Zuerst war da das Auto. Dieses Auto hatte er seit dem Tag X nie wieder angerührt. Es stand seit Jahren vollgetankt in der Auffahrt. Er hatte sich geschworen, dass es da stehenbleiben

würde, bis er selbst ins Gras beißen und seine Ahnen bei ihrem ewigen spuken durch die Sphärenrisse begleiten würde. Das nächste Problem war das Zeug, was er kurz darauf in seiner Jackentasche fand. Gras kannte er, aber das andere Pulver, das weiße, in dem Päckchen, hatte er noch nie gesehen. Das musste Kokain sein. Bright kokste nicht. Er verstand nicht, warum die Leute koksten, schließlich war das nicht im Ansatz halluzinogen, und außerdem hatte er Angst um seine Nasenscheidewand.

Warum also hatte er Koks dabei?

Warum so viel Gras?

Wie war er, anscheinend völlig zugehörnt, nach Jahren unfallfrei mit dem Auto wieder nach Hause gekommen?

Alle Anzeichen deuteten auf einen mehr als außergewöhnlichen Zwischenfall hin und er verbrachte die nächste halbe Stunde damit, aufgebracht im Erdgeschoss des Hauses hin und herzulaufen. War er verrückt geworden? War das ein Rückfall? Würde er sich jetzt wieder benehmen wie damals, in den dunklen Zeiten kurz nach dem Tag X? Lieber würde er sich erschießen. Oder auswandern. Lieber auswandern, eigentlich. Und was, schließlich durchzuckte ihn eine neue Erkenntnis, eine neue Erinnerung, ein neues Problem: Was war mit Starfox?

Hatte er sie sich nur eingebildet? Nein, sie hatte hier gestanden, direkt vor dem Bücherregal und hatte mit dem Finger die Buchrücken gestreichelt. Hatte sie ihn unter Drogen gesetzt und war dann verschwunden? So musste es sein. Aber wozu? Was war hier schon zu holen?

Als er sich erneut umsah, fiel ihm erst auf, wie unordentlich alles war. Die Couch war umgeworfen. Die Flensburger Pils - Flaschen fand er in seinem alten Zimmer unter dem Dach wieder. Hier stand das Fenster offen. Hatte sie sich hinausgestürzt? Nein, unten lag niemand.

So ging das noch eine Weile weiter, in der Bright ziellos durch das Haus irrte, seine Kopfschmerzen verfluchte und nebenbei bemüht war, die Unordnung wieder ins Lot zu bringen. Die Laken des Ehebettes seiner Eltern - beschmutzt! Zerraut. Die Schlussfolgerung, was hier wahrscheinlich passiert war, ließ nicht lange auf sich warten, doch schien sie ihm so dämlich, dass er sie sofort wieder vergaß. Schließlich saß er auf den

Treppenstufen vor seinem Haus und blinzelte verwirrt in die Sonne. Auf den gepflegten Rasen des Vorgartens hatte jemand einen riesigen Fladen gekotzt. Gelb-Orange, mit Stückchen. Eine leichte Brise wehte ihm den Gestank um die Nase und veranlasste ihn zu hilflosem Kopfschütteln.

Der Nachbar war wieder aufgetaucht. Wahrscheinlich hatte er die ganze Zeit am Gartenzaun gewartet. Er schien einen Entschluss gefasst zu haben und hielt, mit respektvollem Abstand vor dem Erbrochenen, auf den hilflos starrenden Bright zu.

„Guten Morgen mein Junge!“

„Hallo.“

„Sag mal, ich mache mir ein bisschen Sorgen um dich. Ist alles in Ordnung?“

„Nein. Nein, ich glaube nicht.“

„Das dachte ich mir. Meine Frau meinte, ich solle mich da nicht einmischen, aber ich meine - ich weiß ja, was mit deinen Eltern passiert ist. Meinst du nicht, dass du es zur Zeit ein bisschen übertreibst, hm?“

Der Mann wich einen Schritt zurück, als Bright den Kopf hob und versuchte, seine Augen dazu zu bringen, ein schärferes Bild zu übermitteln. Es funktionierte nicht so wie gewollt, im Resultat irrten die Umrisse gegeneinander, flimmerten, als starrte man durch eine Taucherbrille auf einen Bildschirm. Die Kopfschmerzen nahmen zu.

„He, nun mal langsam, kein Grund, so böse zu starren. Da will man nur helfen. Nagut, ich lass dich mal wieder allein. Schönen Tag noch.“

Schweigend beobachtete Bright, wie sich der Rücken des Nachbarn empört wieder entfernte. In diesem Moment vibrierte sein Handy. Seit wann besaß er ein Handy?

Er besaß ein Handy. Dessen Job war es seit Jahren gewesen, ohne Akku auf einem Schreibtisch im ersten Stock zu liegen. Bright wollte jedes Mal, wenn er auf die Handyrechnung sah, den Vertrag kündigen, aber er hatte es höchstens bis zum Callcenter des Anbieters geschafft. Da erklärten sie einem dann, der frühest mögliche Zeitpunkt zur Kündigung sei Ende nächsten Jahres. Und jetzt steckte das Ding in seiner Hosentasche und vibrierte. Nach kurzem Zögern drückte er auf die Taste mit dem grünen

Telefon und hielt sich das Handy ans Ohr. Es war Starfox. Ihre Stimme klang verletzt, unsicher. Völlig gegensätzlich zum geheimnisvollen Geplänkel vom gestrigen Abend. Sie erneuerte sein Gefühl: Etwas war nicht in Ordnung.

„Wie geht es dir?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich bin gut nach Hause gekommen. Danke der Nachfrage.“ Weinte sie etwa?

„Was ist los?“

„Nichts. Ich weiß auch nicht. Irgendetwas ist schiefgelaufen. Was hast du gestern gemacht?“

„Gestern? Ich dachte, wir wären...“

„Was dachtest du, Bright?“

„Nichts. Nichts. Entschuldige.“ Wofür entschuldigte er sich da? Was war nur mit ihr passiert? Im Hintergrund rauschte es vernehmlich. Es war schwierig, sie durch das Geräusch hindurch zu verstehen.

„Hallo? Was hast du gesagt?“

„Ich bin zu alt für diese Scheiße.“

„Starfox. Was ist passiert?“

Es rauschte vernehmlich. War das wirklich nur schlechter Empfang? Es hörte sich sehr nach einem Wasserfall an.

„Hallo? HALLO??“

Jetzt war es statisches Rauschen. Die Verbindung war weg. Er tippte auf den Tasten herum, bis ihre Nummer auf dem Display zu sehen war. Was war denn das für ein Anbieter? Er presste sich das Gerät wieder ans Ohr, lauschte minutenlang dem eintönigen Geräusch. Tuut. Tuut.

Schließlich kam er zu dem Schluss, dass sie wohl nicht rangehen würde. Aber er musste etwas tun. Irgendwie war er Schuld an der Sache. Also tat er etwas, was er schon seit Jahren nicht mehr getan hatte: Er schrieb eine SMS.

gestern abend war ein schoener abend  
ich weiß nicht was los ist und warum du weinst  
ich hoffe wir sehen uns wieder  
ich kann mich nur daran erinnern, dass es spass macht  
mit dir zu reden

Nachdem er das abgeschickt hatte, starrte er ein bisschen auf die Datumsanzeige. Wartete eine Weile, ob sie antwortete. Als es ihm schien, das weiteres Warten vergebens sein würde, machte er sich mit einem Kehrblech bewaffnet daran, den Dreck vom Rasen zu entfernen.

Auf einmal schien ihm das Haus nicht mehr zu sein als eine armselige Ansammlung von Steinen, die ein Witzbold mit gelber Farbe übertüncht hatte. Wie hatte er es nur so lange hier aushalten können?

Er fühlte sich, als könne jede neue Wendung nur noch Unheil bringen. Die SMS war eine schlechte Idee gewesen. Was immer er gestern getan hatte, war eine schlechte Idee gewesen. Wie auch immer die Frau in sein Leben getreten war, er hatte sie offensichtlich prompt wieder hinausbefördert.

Ganz zu schweigen von den Drogen, die in ihren glänzenden Tütchen neben den Fertigknödeln und der 35-Cent-Tomatensuppe lagen. Was für einen Sinn hatte es, Drogen zu nehmen, wenn man ganz allein war?

Bright hatte schon öfters das Gefühl gehabt, dass etwas fundamentales mit ihm nicht stimmte. Normalerweise erschreckte ihn das nicht sonderlich. Das Gefühl kam und ging wieder, normalerweise, schwappte in relativ kontrollierbaren Wellen an und ebte wieder ab – aber die heutige Situation zeigte eindeutig, dass er ein Problem hatte.

Natürlich war auch kein Geist vorhanden, um darüber zu reden. Wenn man sie am dringendsten brauchte, verzogen sie sich lieber woanders hin. Geister waren keine sonderlich guten Zuhörer. Er lief eine Weile unschlüssig im Erdgeschoss des Hauses auf und ab. Probierte, ob alle Klospülungen funktionierten. Überlegte, ob er sich etwas zu essen kochen sollte. Betrachtete irritiert das breitgespritzte Botox-Gesicht eines Nachrichtensprechers. Leider half das überhaupt nichts. Mit jeder Minute wuchs sein Unbehagen. Dazu gesellten sich kleine Unstimmigkeiten, die sein sowieso schon angeschlagenes Weltgefüge weiter ins Wanken brachten.

War heute tatsächlich Mittwoch, wie der Nachrichtensprecher das mit seiner triefigen Stimme beteuerte? Und was machte das schon



für einen Unterschied für die Menschen, die hinter dem Sprecher auf- und abmarschierten, Plakate schwenkten für mehr Lohn, die Rettung der Wale, was auch immer für einen Slogan sie sich auf die orangenen Transparente gekritzelt hatten?

In einem Rahmen wie diesem würde ihre Nachricht niemals bei Bright ankommen, der viel zu beschäftigt mit der Frage war, welcher Wochentag heute sei. Ihr Ziel hatten sie also verfehlt, seiner Meinung nach, waren degradiert worden zu angenehmer akustischer Untermalung, während im Vordergrund der Nachrichtensprecher fortfuhr zu beteuern, es sei tatsächlich Mittwoch.

Nachdem Bright eine Weile unschlüssig auf den Fernseher gestarrt hatte, schaltete er wieder ab. Jetzt starrte er unschlüssig auf sein Spiegelbild, das zusammengesunken auf der Couch seiner Eltern saß, den Blick gebannt auf den eigenen Umriss im Fernsehschirm gerichtet.

Weil ihm nicht einfiel, was er sonst tun sollte, zückte er wieder sein Handy. Rief erneut die SMS auf und las sich seine Nachricht an Starfox noch einmal durch. Es kam ihm vor, als hätte das jemand anderes geschrieben und so schaltete er auch das Handy schließlich ganz aus.

„Hallo?“

„Ja. Hallo. Hier ist Christian El Hamid.“

„Ah.. hi.“

„Erinnerst du dich an mich? Du hast mich gestern...“

„Jaja, ich weiß wer du bist. Hi. Geht es dir schon besser?“

„Wie soll ich sagen - nicht wirklich. Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll.“

„Echt? Was ist denn passiert?“

„Hör mal, kann ich kurz zu dir rüberkommen? Du hast ja auch noch meine Sachen, kommt mir blöd vor, das einfach so am Telefon zu erzählen.“

„Huch. Hört sich ja schlimm an.“

„Das kannst du aber laut sagen.“

„Also klar, ist kein Problem. Komm einfach vorbei.“

„Super, bis später.“

Als ich auflege, bemerke ich ein nervöses Zucken in der rechten Hand. Mein eigener Charakter kommt mich besuchen. Um sich darüber zu beklagen, dass er eine fiktive Person ist. Oder er seine Arbeitsstelle nicht erreichen konnte, weil die Telefonnummer, die er sich gemerkt hat, eine fiktive ist. Dass da, wo er wohnt, schon jemand anderes wohnt, oder schlimmer: dass dort, wo er nach einem verrückten Tag heimkehren wollte, ein Aldi aufgemacht hat. Ich kann ihm sicherlich nicht die Wahrheit sagen. Wahrscheinlich würde er sie nicht mal verstehen. Er darf nur auf keinen Fall mein Manuskript lesen, oder ich bin geliefert. Schließlich habe ich nicht unwesentlich Schuld daran, dass es ihm so geht wie es ihm geht. Auch wenn ich nicht genau weiß, wie, die Schuld für die Kreation liegt immer noch beim Schöpfer. Oder? Nervös beginne ich damit, Kaffee zu machen und etwas zu essen herauszusuchen. Als er schließlich klingelt und ich ihm die Tür öffne, erschrecke ich darüber, wie er aussieht. Er muss im Freien geschlafen haben. Die Baggyjeans ist total verdreht und auch die restlichen Klamotten sehen sehr mitgenommen aus.

„Ach du Scheiße. Was ist denn mit dir passiert?“

Christian grunzt nur und schiebt seinen „beachtlichen Hintern“, ja hier hatte ich recht mit der Beschreibung, ich muss mich platt an die Wand drücken, damit er vorbeikommt, Richtung Wohnzimmer. Etwas perplex bleibe ich stehen, schließe schließlich mit einem leisen Seufzen die Eingangstüre.

Drinne sitzt er da und stiert auf den Boden. Schweigend reiche ich ihm eine Tasse Kaffee und ein paar Plätzchen, die meine Oma gebacken hat. Sie bäckt die besten Plätzchen der Welt, aber ich bin mir nicht sicher, ob Herr El Hamid das im Moment zu würdigen weiß. Er futtert das Zeug nur hungrig hinunter und beginnt schließlich, stockend, vorsichtig, ungläubig, von seinen Erlebnissen zu erzählen.

Es ist noch viel schlimmer, als ich mir das vorgestellt habe. Seine Erzählung beginnt mit Bruchstücken, die mir bekannt vorkommen. El Hamid verlässt die Spurensicherung, er trifft einen merkwürdigen Professor „wenn der Professor war, fress ich nen Besen!“, er streitet sich, er klettert die Pflanze aus Eis hinauf. Aber statt eine erfrorene Leiche zu sein, wie sich das, pardon, gehört hätte, sitzt er jetzt vor mir und versucht, mir zu

beschreiben, was er danach erlebt hat.

„Es war unglaublich, weißt du. Als wäre ich eins geworden mit diesem Ding. Ich meine nicht, wirklich, also physisch verschmolzen oder so, sondern als wäre die Pflanze nur dafür gemacht worden, damit ich sie hinaufkletterte. In dem Moment, wo ich meine Füße und Hände in Bewegung setzte, gab ich ihr den Sinn, den sie ihr ganzes vorheriges Dasein nicht besessen hatte. Na, und ich fühlte mich wie ein Held. Ich kletterte immer höher. Ich hatte zuerst Angst, dass der Wind das Ding zum Schwanken bringen würde, und tatsächlich hat es für ein paar Minuten ganz schön gepfiffen.

Aber dann kam ich zu den Wolken. Und nachdem ich in sie eintauchte, war es aus mit dem Wind. Eigentlich war es auch aus mit allem anderen, es gab nur noch Dunst um mich herum. Ich sah vielleicht einen, vielleicht anderthalb Meter vor mir dieses bläuliche Eis... Sonst nichts. Trotzdem hatte ich überhaupt keine Angst. Verrückt, oder?

Naja, irgendwann schien sich der Dunst um uns herum - um mich, meine ich - zu verfestigen.“

„Zu verfestigen?“

„Ja. Je weiter ich stieg, desto mehr war es, als wäre ich umgeben von kleinen Stücken. Von etwas. Ich kann das nicht beschreiben. Es sah aus wie winzige Antennen, ohne Dach und alles, einfach eine Kombination von Strichen. Ich habe versucht, eins zu berühren, aber das war nicht möglich, der Luftzug meiner Hand hat sie immer außerhalb meiner Reichweite getrieben. Also blieb mir nichts weiter übrig, als weiterzuklettern.“

„Hast du nie daran gedacht, umzukehren?“

„Ich weiß nicht. Irgendwie nicht. Ich meine, jetzt war ich schon so weit gekommen. Und meine Umgebung veränderte sich weiter. Die Striche der Antennenteilchen wurden dicker. Wo sie vorher wie kleine Flöhe umhergewuselt waren, bewegten sie sich jetzt nur noch träge, stießen zusammen und prallten ab wie kleine Gummibälle. Auch ihre Konsistenz war eine andere, irgendwie tropften sie ein bisschen, jeder Zusammenstoß erzeugte eine Rückkopplung in der Form, als wären sie aus Kuchenteig.

Ja, da weißt du auch nichts mehr zu sagen, was?

Warte mal, es kommt noch besser.

Ich hatte mir schon abgewöhnt, die ganze Zeit auf die Formen um mich herum zu starren, es machte mich nervös. Also konzentrierte ich mich wieder auf den Stamm, an dem ich kletterte. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr, wie lange ich unterwegs gewesen war. So rückblickend kann ich das auch nicht sagen, es war jedenfalls länger, als ich je in meinem Leben geklettert bin, aber ich war kein bisschen erschöpft. Im Gegenteil, ich beschleunigte nur noch meine Griffe, um weiter zu kommen. Ich wunderte mich auch ein bisschen darüber, dass meine Hände nicht froren, denn der Stamm war eindeutig aus Eis - unter meinen Fingern schmolz immer ein wenig davon weg und ich musste aufpassen, nicht mit den Füßen abzurutschen.

Plötzlich machte es KLACK. Wie wenn eine Waffe geladen wird. Ich hob den Blick. Neben mir waren zwei der Teilchen ineinandergerastet. Mittlerweile sahen sie aus wie Puzzleteile. Jetzt konnte ich sie sogar berühren, sie bewegten sich überhaupt nicht mehr. Da, wo sie ineinanderfassten, sah man noch eine dünne Naht. Die Oberfläche fühlte sich an, als wäre sie aus rauhem Leder. Während ich noch auf die beiden Teile sah, zusammen ungefähr so groß wie zwei Fäuste, klackte es schon wieder. Und wieder. Überall um mich herum, ich konnte nicht sagen, wie viele es waren, aber es wurden immer mehr, das konnte ich hören! Ohne noch weiter Zeit mit Schauen zu verschwenden, fing ich wie ein Wahnsinniger an zu klettern. Meine Ohren dröhnten, als um mich herum Milliarden von Kastagnetten zu klappern schienen, ein hastiger Blick bestätigte mir, was ich schon befürchtet hatte: Ich kletterte in einem Tunnel. Ein paar Löcher waren noch zu sehen, aber auch die schlossen sich klackend. Und es war kein Ende in Sicht. Nach oben sah man eine Weile den Stamm aus Eis, der sich schnurgerade durch eine sich immer schneller schließende Tunnelwand zog.

Verdammt, nach ein paar Minuten wusste ich nicht mal mehr, wo oben und unten war, es gab nur noch vorwärts und zurück.

Und die Wände rückten näher!

Ich blieb an dem Eis hängen, ich war so verunsichert, ich dachte mein Vorwärtskommen würde den Prozess beschleunigen, aber dann fing ich an, umso schneller nach vorne zu kraxeln, weil mit jedem verstrichenen Moment diese Wand näherrückte. Die Nähte, wo die

Stücke ineinandergerastet waren, bildeten ein feines Netz durch die bräunliche Oberfläche. Das Klacken schien sich zu entfernen, was das Gefühl verstärkte, lebendig begraben zu werden. Schließlich hing ich fest. Es ging weder vorwärts, noch rückwärts. Meine Schultern waren von beiden Seiten eingeklemmt. Mein Nacken schmerzte höllisch. Ich riss, schrie und zerzte, aber das nützte überhaupt nichts.

Als ich nach hinten austrat, verrenkte ich mir das Knie. Bestimmt habe ich geweint.

Unter meinen Händen schmolz der Eisstamm mit jeder Minute, die die Wände enger zusammenrückten. Ich hing an einem dünnen Faden aus Eis, der jeden Moment zu reißen drohte.

Als er sich schließlich auflöste, bin ich erdrückt worden.

Die Wände haben mich einfach zerquetscht.“

„Moment mal...“

„Wenn ich es dir doch sage. Es war nicht nur ein Gefühl. Oder eine Angst. Oder eine Psychose. Ich kenne sowas. So war das nicht. Es war Realität: Die Wände haben mich zerquetscht.“

„Aber wie...“

„Der Mann, der jetzt hier mit dir redet, muss ein anderer sein. Er stand schlotternd und zähneklappernd auf der Treppe vor der Eingangstüre dieses Wohnblocks. Gestern war das. Gott, erst gestern. Mir kommt das vor, als wäre es hundert Jahre her.“

„Es war aber gestern!“

„Das sagst du. Du denkst dir sicher auch deinen Teil, was das mit dem Zerquetschtwerden angeht. Oder überhaupt mit der ganzen Geschichte. Hältst mich für verrückt, hm?“

„Nein. Nein, das nun wirklich nicht.“ Ich kann dir nicht sagen wieso. Leider. Natürlich schaut er mich nur misstrauisch von der Seite an.

„Komisch. Ich überlege, ob ich nicht verrückt bin.“

„Hast du mal bei deiner Arbeit angerufen?“ frage ich ausweichend.

„Ja.“ Christian seufzt leise. „Ja, klar. Die Nummer gibt es nicht. Genauso wie mein Zuhause. Da steht ein Saturn.“ Jetzt starrt er mich an, unmöglich zu sagen, was hinter diesem Blick vor sich geht.

„Was soll ich denn sonst für einen Schluss ziehen, häh? Ich gehöre in eine Klappe!“

Ich hebe abwehrend die Hände. Fast hätte ich ihn umarmt.

„Jetzt hör mir mal zu. Was du erlebt hast, ist Wahnsinn, klar. Aber du kannst nichts dafür, oder?“

„Was?“

„Ich meine, warum solltest jetzt *du* wahnsinnig sein, nur weil das, was du erlebt hast, keinen Sinn macht? Es gibt so viele Erklärungen für deine Geschichte, die nicht darauf hinauslaufen, dass du irre bist!“

„Zum Beispiel?“ Der Hoffnungsschimmer in seinen Augen motiviert mich. Vielleicht kann ich ihn überzeugen.

„Zum Beispiel. Was du gesehen hast, war ein Traum. Jemand wollte dich ausschalten und hat dein Getränk vergiftet.

Wahnvorstellungen sind normal, wenn man gerade dabei ist, eines unnatürlichen Todes zu sterben und die Dosis zu gering war für das eigene Immunsystem.“

„Ach ich weiß nicht. Das war kein Traum. Es war real.“

„Oder: Du bist tatsächlich an einer Pflanze aus Eis hochgeklettert. Warum sollte es keine Pflanzen aus Eis geben? Hey, in Ägypten gibts Pflanzen, die sich im Sand einbuddeln und monatelang darauf warten, dass ein Käfer vorbeikommt. Vielleicht war das Ding aus dem Forschungskeller von der Uni - die haben es aus der Arktis eingeflogen, wo vor Jahren dieses UFO abgestürzt ist. Und dann ist es einfach aus dem Keller an der Wand hochgewachsen. Weil es so stark geschneit hat, hat das niemand bemerkt. Außer dir.“

„Das erklärt aber nicht, was danach passiert ist.“ Ich verliere seine Aufmerksamkeit, hektisch wedle ich mit der Hand.

„Moment, Moment! Ich habs. Das Wichtigste ist doch das Hier und Jetzt. Ob du gestern auf einer Eispflanze von einer braunen Wand zerquetscht worden bist, oder dich jemand entführt und unter Drogen gesetzt hat - Was spielt das denn jetzt für eine Rolle? Geistig gesund heißt nicht, dass du alles erklären kannst. Nein, genau genommen ist dieser Zwang, alles zu erklären, selbst so etwas wie eine Geisteskrankheit.“

Jetzt habe ich seine Aufmerksamkeit, aber er scheint auch ein wenig gereizt zu sein.

„Was soll das bedeuten? Wenn dir so etwas passieren würde, wärst du sicher nicht so locker mit den Ausreden bei der Hand.“

„Genau das meine ich! Ausreden?“ Ich komme in Fahrt. „Ausreden impliziert, dass es eine Realität gibt, vor der man Angst hat. Du glaubst, du bist geisteskrank? Nur weil du Dinge erlebt hast, die du nicht erklären kannst? Das ist Angst davor, was der Rest der Welt dazu sagen wird. Ich kann dir genau sagen, was die in der Klinik dazu sagen werden. Die werden dich in einen Raum stecken und anfangen, mit dir über deine Kindheit zu reden. Dann werden sie sich eine Geschichte zusammenbasteln, in der du irgendein Erlebnis nicht verkraften konntest und das dann damit verarbeiten musstest, dass du Pflanzen aus Eis hochklettest und zerquetscht wirst. Dann wirst du weinen und sie werden dir eine Droge verabreichen, damit du nicht mehr daran denken musst. Dein restliches Leben wirst du damit verbringen, diese Erinnerung zu verdrängen und dich zu fragen, ob du nicht vielleicht doch Recht hattest. Ist es das wert? Was unterscheidet diese Erklärung von irgendeiner anderen? Sie ist leichter zu glauben. Sie macht weniger Angst. Ich sage dir, das ist keine ausreichende Rechtfertigung dafür, sich einfach auf den Rücken zu legen und Pillen zu schlucken. Damit gibst du einfach auf. Wozu? Du hast nur ein Leben. Dein Weltbild ist durcheinander. Du bist unsicher. Na und? Niemand richtet über dich. Du hast niemandem wehgetan. Du bist immer noch du selbst. Christian El Hamid. Das kann dir niemand nehmen. Ist das nicht viel besser, als den Rest seines Lebens als Geisteskranker zu verbringen?“

Habe ich ihn überzeugt? Zumindest scheint er nachzudenken. Schließlich spricht er.

„Und was, wenn das wieder passiert? Du kannst dir nicht vorstellen, wie sich das anfühlt. Was, wenn ich über die Straße gehe, und plötzlich passiert so etwas nochmal? Was soll ich dann tun?“

„Ich weiß auch nicht. Aber das Problem hat jeder Mensch. Wir versuchen alle, unser Leben zu ordnen und Überraschungen zu vermeiden. Das gelingt niemandem so richtig. Bei dir ist es nur extremer. Du musst schon selber wissen, ob du das aushältst. Ich sage ja nur, es ist nichts, was du nicht schaffen kannst.“

„Mann, das sagt sich so leicht. Du hast gut reden, ich meine, du hast deine Wohnung, studierst wahrscheinlich irgendwas interessantes, kannst deine Eltern anrufen, wenn es dir schlecht

geht... Was willst du mir schon für Ratschläge geben?"

„Hallo?“ Langsam geht er mir auf die Nerven. Das ist unfair, aber ich kann nichts dagegen machen. Am liebsten würde ich seinen großen Schädel nehmen und fest gegen eine Wand schlagen, damit er sein Gedächtnis vollständig verliert. Stattdessen trinke ich einen Schluck Kaffee und versuche, nicht zu heftig zu reagieren.

„Ich rede mit Pflanzen. Mein bester Freund ist eine Ratte mit einer brennenden Uhr um den Hals. Ich wache nachts auf und weiß nicht genau, wo ich bin. Ich verlasse meine Wohnung nur selten, weil ich draußen das Gefühl habe, ich werde beobachtet. Na und? Das gibt mir noch lange nicht das Recht, weinend in eine Klinik zu rennen und mir Drogen verabreichen zu lassen, damit ich glaube, ich sei ein stinknormales Mitglied unserer Gesellschaft. Es gibt keine stinknormalen Menschen. Jeder Mensch hat tausend kleine Dinge, die ihn von dem, was er gerne wäre, unterscheiden. Es läuft alles nur darauf hinaus, ob man sich selbst aushalten kann, oder eben nicht.“

Auf einmal tut mir der Magen weh. Zuviel Kaffee, wahrscheinlich. Christian nickt. Was das bedeuten soll, weiß ich nicht.

Vielleicht habe ich mich zu weit aus dem Fenster gelehnt.

Vielleicht habe ich die richtigen Worte gefunden. Zumindest scheint er nicht mehr so aufgebracht wie noch vor ein paar Minuten. Ist das ein gutes Zeichen?

„Magst du noch ein bisschen Kaffee?“

„Hm? Oh, ja. Ja, danke.“

Jetzt nur nicht nachhaken. Mit den falschen Worten kann ich alles zerstören, was ich gerade aufgebaut habe und ein perfider Teil in mir will genau das - mal sehen, was dann passiert! Ihn antippen, vor mir hertreiben, jetzt könnte er sich nicht wehren, er glaubt mir jeden Scheiß, der mir so einfällt. Vielleicht hast du ja jemanden umgebracht? Hihi. Glücklicherweise kann ich mich zusammenreißen. Angemessen peinlich ist mir das trotzdem nicht und so schäme ich mich ausgiebig für mein fehlendes Gewissen, während wir schweigend nebeneinander auf dem Sofa sitzen. Könnte ich das Gerede doch glauben, was ich gerade vom Stapel gelassen habe. Mein Leben wäre um so vieles einfacher. Ich zucke zusammen, er hat mir auf die Schulter geklopft.

„Danke.“



Ich lächle verkrampft. „Kein Problem.“

„Ich lass dich mal eine Weile arbeiten, hm? Du hast sicher zu tun.“

Habe ich das? Wo zur Hölle ist Kettcar? Ich spüre Christians Blick auf mir und schon beim Gedanken, zu Bright und Starfox zurückzukehren, wird mir schlecht. Ach du Scheiße. Doch nicht jetzt... ich hatte doch einen perfekten Plan. Es wird alles schon werden, ich muss mich nur wieder zurück vor den Laptop setzen. Lässig zucke ich mit den Schultern.

„Ach Quatsch, heute nicht. Wenn du magst, können wir einen Film sehen.“

Was für ein Tag ist es? Es muss Wochen her sein, dass ich das letzte Mal geschrieben habe. Christian El Hamid kommt jeden Tag vorbei und erzählt mir von seinen Fortschritten in Sachen zurück ins Leben finden. Ich kann die Geschichte mit der Pflanze nicht mehr hören. Wenn ihm nichts mehr einfällt, kommt er immer wieder auf die verdammte Pflanze zurück. Ich verspüre schon ein unangenehmes Prickeln unter der Hautoberfläche, wenn es scheint, als würde ihm nichts mehr einfallen, weil ich weiß, gleich geht es wieder darum, wie das denn so war mit der Pflanze.

Kettcar ist immer mal wieder da und verarscht mich wegen meiner Schreibblockade. Echnaton ist bisher noch nicht wieder aus seiner regenerativen Trance erwacht und sonnt sich weiterhin majestätisch schweigend neben meiner Couch. Nicht mal El Hamids Vorträge scheinen ihn zu interessieren. Der ehemalige Spurensicherungsexperte sieht nicht sonderlich gut aus. Er hat einen Job beim Aldi - als Kassierer. Aber nur halbtags, und irgendwie prophezeie ich, dass er da in spätestens zwei weiteren Wochen wieder rausfliegt. Er sieht aus wie jemand, der auf dem letzten Loch pfeift. Und ich habe das Gefühl, es sei meine Schuld, dass es ihm so geht, und ich möchte ihm helfen, aber dazu müsste ich weiterschreiben und allein der Gedanke daran bereitet mir Magenschmerzen.

Neulich hat mir Kettcar einen Schreibblock geschenkt, auf dem stand in dicken Lettern „Writers“. Ich hätte ihn fast damit erschlagen.

Die Sternenfrau ist auch nicht da. Wo bleibt sie nur? Sie ist

konstant abwesend. Sicherlich kann ich deshalb nicht schreiben. Vielleicht liegt es daran, dass Christian hier die ganze Zeit herumstreunt. Er hat keine richtige Wohnung, und das belastet ihn. Sicherlich wäre ein weniger erfahrener Mensch mit dieser Situation nicht so gut zurechtgekommen wie er. Aber auch so ist er kreuzunglücklich. Das einzige, was ihm Spaß zu machen scheint, sind die Momente, in denen er auf meiner Couch sitzt und von dieser verfluchten Pflanze erzählt.

Er ist ein sehr korrekter Typ, glaube ich. Ich habe schon ein wenig darüber nachgedacht, wie ich ihn am Besten zurückbringe. Gerade in diesem Moment denke ich darüber nach, eigentlich tue ich nichts anderes, als über dieses Problem nachzudenken. Wenn ich etwas erfinden kann, was den Charakter in meine Welt bringt und ihn in seiner (MEINER!) Welt tötet, muss es doch auch möglich sein, das philosophische Gegenstück dazu zu erstellen. Also wenn die Eispflanze Christian zu mir bringt, vielleicht finde ich das Gegenstück, was ihn wieder zurückbringt.

Also schmeiß dein Hirn an!

Verdammt, jetzt wäre mir fast die Mülltüte aus der Hand gerutscht. Die Müllcontainer quietschen klagend, und ein Geruch von verwestem Hund mit verdauten Schaschlikspießen weht mir um die Nase. Offensichtlich bin ich gerade dabei, meine Wohnung in Ordnung zu bringen. Es scheint ganz schönes Wetter zu sein hier. Komisch, dass ich nicht öfter draußen bin. Eigentlich habe ich doch im Moment noch weniger zu tun, als vorher.

Wo war ich? Ach ja. Genau. Die scheiß Pflanze.

Eis. Windend. Hat irgendwas mit diesem Zauberlehrling zu tun.

Verbindet die Dinge. Eis ist Wasser. Was bedeutet das? Hmmm.

Im Treppenhaus riecht es zur Abwechslung mal nach erschossenem Biber. Es ist nicht Freitag, denn da riecht es nach gefolterter Katze.

Fokussier deine Gedanken!

Eis ist Wasser. Lava ist Feuer? Nee. Das Gegenstück wäre... Es kommt darauf an, was ich als Ausgangspunkt nehme. Eis und Wasser, vom Celsius-Nullpunkt aus gesehen, ist auf der Skala nebeneinander, und Eis ist einen Aggregatzustand weiter außen. Das heißt, das philosophische Gegenstück - mittlerweile nenne ich es PG, wie die amerikanischen Ratings - wäre Dampf und Wasser.

Also Dampf. Ob dieser Ansatz, einfach alle erfassbaren Eigenschaften der Pflanze mal minus Eins zu nehmen, überhaupt funktioniert? Und selbst wenn, jetzt bin ich bei Dampf. Das ist gerade mal die Konsistenz und schon hier ist fraglich, ob ich wirklich die Celsius-Skala benutzen sollte. Ich könnte zum Beispiel auch denken, Eis besteht aus drei Buchstaben, heißt rückwärts gelesen Sie und ist eigentlich eine in dritter Person formulierte Aufforderung zur Dreierbeziehung. Das Gegenstück dazu wäre ein völlig anderes als das zu Eis als Konsistenz. Ein monotheistischer Asket in einer Waldhöhle.

Ohne Einschränkung geht es aber nicht. Es gibt kein Gegenstück ohne Einschränkung. Also gibt es auch nichts, was zu etwas anderem gehört, also kann ich es ohne Einschränkung gleich vergessen. Mit Einschränkung aber muss ich mich die ganze Zeit fragen, ob ich die richtigen Prämissen gesetzt habe, weil ich keine Möglichkeit habe, das zu überprüfen.

Suuuper.

Die Wissenschaft hat es einfach. Die sagen „Nimm das, was es am wahrscheinlichsten bedeutet, sage dann „das bedeutet das“, setze das beobachtete und überprüfte Ergebnis als Prämisse und leite davon ab.“ Die haben ja auch nicht mit durch Geschichten wachsenden Pflanzen zu tun. Oder sprechenden Ratten und Topfpflanzen. Durchnässt aus dem Nichts erscheinende Kreationen ihres eigenen Gehirns kennen die auch nicht. Vielleicht ist schon der Einfall, es müsse unbedingt das Gegenstück sein, viel zu wissenschaftlich gedacht. Schließlich ist diese Gegensatz-Beziehung ja auch irgendwie ein Resultat meiner kulturellen Formung und es geht auch ganz anders?

Ich habe Kopfschmerzen. In diesem Leben wird kein Philosoph mehr aus mir.

Die Tür quietscht, es ist halbdunkel, Christian El Hamid sitzt auf der Couch, dippt seine Nachos in Käsesoße und schaut sich die Wiederholung von „Two and a Half Men“ an. Es geht gerade darum, dass Ehen zunächst gut scheinen, sich bei näherer Betrachtung aber als durch die Frau eingefädelter Trugschluss erweisen. Gähnend mache ich mir ein Sandwich. Ich fühle mich grauenhaft. Ich habe schlecht geschlafen, mal wieder. Irgendwas muss sich ändern.

Er schaut nicht mal hoch, als ich eintrete. Ich glaube, es ist ihm ziemlich unangenehm, so viel bei mir rumhängen zu müssen. Er hat seit einer Woche einen richtigen Platz zum Schlafen, aber keinen zum Wohnen. Er wäscht seine Wäsche bei mir, ist sein Essen bei mir und schaut sich immer die gleichen Serien an. Er meint, er zieht aus, sobald er eine richtige Wohnung findet. Ich wünschte, die Sternenfrau würde vorbeikommen. Die kennt genug Leute, sie würde sicherlich wissen, wer wo wann angerufen werden muss, um das gewünschte Ergebnis zu erzielen.

Aber sie kommt nicht. Ob sie sich verflogen hat? Oder vielleicht ist sie der Meinung, dass ich jetzt genug zu tun habe mit meinem Quasi-Zimmergenossen und erstmal keinen weiteren Besuch mehr benötige? Also, wenn sie dieser Meinung sein sollte, wäre ich stark dafür, da auch ein Wörtchen mitreden zu dürfen. Ich habe mir schließlich nicht ausgesucht, mich jetzt mit den kläglichen Überresten eines Schreibversuches herumschlagen zu müssen!

Alles was ich wollte, war eine Geschichte über die Liebe zu schreiben. Mal abgesehen davon, dass in der Geschichte bisher nahezu überhaupt keine Liebe vorkam, habe ich jetzt neben einer sprechenden Ratte auch noch einen Nachos fressenden Ex-Bullen auf der Couch, der bei Aldi arbeiten muss.

Und wo bleibe ich bei der ganzen Geschichte? Ich habe schließlich auch Bedürfnisse! Ich muss aufhören, mich selbst zu bemitleiden. Irgendwie nehme ich die ganze Situation auch noch nicht so ganz ernst. Glaube ich. Ich habe das Gefühl, wenn ich die Situation mit dem entsprechenden Ernst behandeln würde, würde viel schneller etwas dabei herumkommen. Aber wie verhält man sich schon in so einer Situation? Viel mehr als Hamids fetten Bauch füttern und Kettcars Hänseleien zu ertragen und auf die Sternenfrau warten kann ich doch nicht. Oder?

Was für ein Tag ist heute? Ich habe immer noch nichts geschrieben. Hamid ist immer noch da. Er sagt, bald zieht er aus. Ich hasse mein Leben.

Vielleicht sollte ich einfach eine neue Geschichte anfangen. In

einer Großstadt. Mit fliegenden Autos über einem Feuerschlund. Der Protagonist fickt Models und spritzt ihnen hinter einer Tiefkühltruhe ins Gesicht.

Eis ist Wasser. Na und? Das ist eine Erkenntnis für Fünfjährige. Hamid hat heute geduscht, und das ganze Bad unter Wasser gesetzt. Ich hasse ihn. Ich werde weiterschreiben und seine Leiche von den beiden Pathologinnen bei einem Dreier missbrauchen lassen. Lesben-Nekrophilie gefällt Kettcar sicher. Wo steckt der überhaupt?

Die Sternenfrau ist immer noch nicht gekommen. Ich habe keine Ahnung, was für ein Tag es ist. Ich habe nicht mal eine Ahnung, wieviel Uhr es ist. Ich glaube, draußen scheint die Sonne.

Bright legt an. Atmen, Entspannen, Zielen, Klick, Abdrücken. Der Kopf der Kanzlerin explodiert in einer glitzernden Blutfontäne über dem CSU-Wahlplakat.

Es klingelt. Es hat hier seit einer Ewigkeit nicht mehr geklingelt. Vom Sofa kommt ein träges Grunzen herüber. Auf dem sanft schimmernden Bildschirm versuchen grünbeschopfte Lemminge, möglichst schnell ein grausames Ende zu finden. Es klingelt schon wieder. Als ich die Türe schließlich öffne, scheint mir die Sonne direkt in die Augen. Aua.

„Na, wie gehts?“

„Hm.“

Wer ist das? Sie kommt mir vage bekannt vor. Sie hält mir etwas unter die Nase. „Blendet die Sonne?“

„Ja. Sollte verboten werden.“ Automatisch nehme ich das Ding. Eine Brille. Eine Sonnenbrille. Bunte Steinchen, deren Blitzen mir bis in den Hinterkopf kribbelt und sofort Kopfschmerzen

auslöst. Ich reibe mir die Augen.

„Was?“

„Ich sagte, die haben Sie wohl verloren?“

„Hm. Eigentlich nicht.“

„Komisch. Sie lag doch genau hier, auf dem Fußabtreter.“

„Ich habe gar keine Sonnenbrille.“

„WER IST DENN DAS? IST DAS DIE PIZZA?“

Es ist mir peinlich, wie stark ich zusammenzucke. Aus dem grellblendenden Weiß kann ich ein mitfühlendes Lächeln erkennen.

„Er ist ziemlich anstrengend, wie?“

Ohne dass ich etwas dagegen tun kann, formt sich ein herzliches Grinsen auf meinem Gesicht, ich fühle, wie sich fünfzehn von hundert Knoten im Bauch lösen und ich könnte meinen Gegenüber dafür knuddeln.

„Wenn Sie wollen, können Sie ihn mitnehmen.“

„Nein danke. Ich habe schon genug anstrengende Typen am Hals.“

Die Verbitterung in dieser Aussage schnürt einen neuen Knoten.

Wenigstens bin ich vierzehn von den Dingen fürs erste los.

Hamid erscheint hinter mir im Türrahmen. Unangenehm nahe an mir lehnt er sich auf den angewinkelten Unterarm und stiert die Frau vor mir an, als käme sie aus dem Weltraum. Jetzt erkenne ich sie wieder. Das ist meine Nachbarin. Unangenehm berührt hebe ich die Schultern.

„Christian, das ist... äh...“

„Lombardi. Nina Lombardi.“

„Ist das italienisch?“ Hamid stiert sie weiterhin an, als wäre sie direkt aus einer Fernsehserie importiert worden.

„Nein.“

„Schöner Name!“

Ich grinse sie entschuldigend an. Wollen Sie ihn wirklich nicht mitnehmen? Nein? Verdammt.

„Was ist denn das da?“ Er deutet auf das Ding in meiner Hand. Ich hatte es völlig vergessen.

„Eine Sonnenbrille. Nina.. Frau Lombardi hat...“

„Nina ist schon okay.“

„Ah. Ich heiße...“

„Christian El Hamid, Spurensicherungsexperte! Freut mich!“

Ich kann in ihren Augen sehen, dass sie kurz davor ist, sich

schnell aus der Affäre zu ziehen. Und ein belustigtes Funkeln. Ersteres ist verständlich, aber letzteres provoziert mich. Kann sie denn die Tragik meiner Situation überhaupt nicht nachvollziehen? Was würde sie tun, wenn ihre Wohnung belagert wäre und das einzige, was ihrem Leben Sinn gibt, aufgrund dieses und anderen Begleitumständen desselben Leben nicht möglich wäre? Ihr Spott, denn anders kann man das in diesem Moment nicht nennen, was ihre Mundwinkel leicht beben lässt, wäre erfrischend, wäre ich nicht das Ziel davon, aus meiner jetzigen Position heraus ist er aber einfach nur unangebracht. Ich verkneife mir das „Sehr witzig du Schlampe!“ und bitte sie unnachgiebig herein. Keine Ahnung, wie ich das fertiggebracht habe, aber sie kommt tatsächlich und sitzt nach ein paar Minuten auf der einen Ecke des Sofas, die Beine überschlagen, die Stiefel hat sie nicht ausgezogen, kann es ihr nicht verübeln, und hält Maximalabstand zu Christian El Hamid, der sich bemüht, so etwas wie ein Gespräch anzufangen. Ich habe die Vorhänge aufgerissen und blinzle nun fassungslos in die Müllkippe, die ich Wohnung nenne. Der IKEA-Tisch, auf dem El-Hamid seine bestrumpften Füße ausruht, wackelt bei jeder Bewegung seiner Gliedmaßen gefährlich, wird aber wohl von dem Berg an Chipstüten, die sich unter ihm stapeln, hinreichend abgestützt. Das alles passiert auf einem Teppich, der seine beste Zeit schon vor Jahren hinter sich hatte und nun ein Mischmasch aus rauen Borsten, Haaren und Krümeln mit sich herumträgt. Das einzig schöne an diesem Zimmer ist das, ich habe es bereits an anderer Stelle erwähnt, selbst verlegte Laminat. Aber auch das offenbart unter dem gnadenlosen Sonnenlicht grüne und gelbliche Flecken, die ein ästhetisch begabter Inneneinrichter allesamt in die Nähe der verblichenen blauen Stoffcouch platziert hat, auf der sich Nina Lombardi gerade bemüht, Christians Ausführungen zu folgen. Hinter den beiden gähnt eine weiße Wand, unzureichend bedeckt von einem schief hängenden Poster, auf dem sich die Heldin eines aktuellen Computerspiels in einer bedrohlichen Pose vor dem fauchenden Maul eines Monsters aus schwarzem Nebel schält. In ihrer Handfläche, die Finger wie Klauen gekrümmt, leuchtet eine Miniatursonne rot auf, zweifellos dient sie dazu, demjenigen, der abfällige Bemerkungen über den Kleidungsstil der jungen Dame wagt, Respekt

einzuflößen. Außer diesem Zeugnis weit zurückgebliebenen ästhetischen Verständnisses gibt es keinerlei die Wände schmückenden Zierrat, und so ist das einzige, was noch hervorzeigbar den Raum dekoriert, der Laptop im Ruhezustand auf dem Schreibtisch. Der Fernseher ist uralte und seine Mattscheibe ist dermaßen verdreckt, dass ich mich – bei diesem Licht besehen, zumindest – wundern muss, dass Hamid da überhaupt irgendetwas drauf sehen kann.

Nina erscheint mir nicht als der Tee-Typ, deswegen komme ich mit Bier um die Ecke, einfach in die Hand drücken, dann kann sie nicht ablehnen und nachdem Christian, offensichtlich aufblühend, einen Witz gemacht hat, scheint das auch als Getränk durchzugehen.

Klirr. Das Geräusch, mit dem wir anstoßen, hallt in der leeren Kammer wieder, draußen vor dem Fenster kackten die Spatzen auf den einquadratmetergroßen Balkon und durch das hastig geöffnete Fenster dringt gedämpft der Straßenlärm herauf. Schweigen im Bunde. Christian starrt versonnen über das Bier hinweg in die Sonne, so dass mir der Gedanke kommt, mit meiner Liebe zu Vorhängen zu seiner griesgrämigen Stimmung in den letzten Wochen beigetragen zu haben. Wie lange waren wir eigentlich nicht mehr vor der Türe, von obligatorischen Spaziergängen zu Bank und Discount abgesehen? Als Nina sich prüfend im Zimmer umschaute, fühle ich mich, als würde ich nach einem langen Tauchgang einen tiefen Atemzug frischer Luft nehmen.

„Ah, ich sehe, die Pflanze hat sich gemacht.“

Zielsicher sucht sie sich das einzige Objekt im Zimmer heraus, bei dem man am wenigsten damit zu kämpfen hat, die positiven Seiten hervorzuheben. Echnatons regenerative Kräfte müssen tatsächlich erstaunlich sein, denn von dem ramponierten Zustand, in dem er sich bei seiner Ankunft befunden hatte, ist fast nichts mehr zu sehen. Nur das Sechs-Uhr-Blatt... Hmm. Stirnrunzelnd starre ich Echnaton an, das Gefühl einer auf der Zunge liegenden unangenehmen Wahrheit genau so lange im Kopf, bis Christian sich einmischt.

„Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt. Im Internet gibts nicht eine Seite über so eine Pflanze. Muss ziemlich wertvoll sein.“ Nina scheint davon nicht im Mindesten beeindruckt, was ihn



irritiert, so dass er sich noch mehr ins Zeug legt, ich kürze das Kommende ab und erkläre, dass sie sie mir geschenkt hat. Nicht im Mindesten eingeschüchtert will Christian mehr über die Pflanze wissen. Auch wenn es einfach ist, sich über ihn lustig zu machen, in diesem Moment erkenne ich, dass der Spurensicherungsexperte ohne Heimat mir in den letzten Wochen trotz aller Verwünschungen und heimlich verfassten Todesdrohungen ans Herz gewachsen ist. Seine Beharrlichkeit ist bewundernswert. Wie er es in den folgenden zehn Minuten schafft, der zu Anfang unseres Sit-Ins eher gelangweilt dreinblickenden Lombardi mehrmals ein Grinsen, schließlich lautes Gelächter zu entlocken, zeichnet den Geist dieses Menschen in einem so vorteilhaften Licht, dass ich mir nicht zu schade bin, ihm schleunigst noch ein Bier bereitzustellen. Allerhand. Da muss man nur eine Frau zu sich einladen, und der Typ schüttelt die Sprüche nur so aus dem Handgelenk. Fasziniert grinsend und höflich mitlachend kuschle ich mich an die andere Ecke des Zimmers in ein paar Kissen, die in Ermangelung eines Sessels herhalten und durch den zunehmenden Bierkonsum immer bequemer werden. Ich habe das Gefühl, als müsste ich auf Zack sein, die Dinge hinterfragen, die frische Luft zum Einatmen nutzen... aber ich bin vor allem todmüde. Es ist sehr beruhigend, den beiden zuzusehen, wie sie sich mittlerweile aufeinander eingeschossen haben. Zwischen ihrem Gerede scheint die Zeit zu zerfließen und einen Raum zu schaffen, der sehr klein und doch ohne Ende ist. Der Raum umfasst die Couch auf der sie sitzen und das Lächeln, welches ab und zu auf die Gesichter der Sprechenden springt. Den Laptop auf dem Schreibtisch, Echnaton und ich sind schon nicht mehr Teil davon, und so ist es, als würde ich altern, während ich die beiden zeitlosen Geschöpfe durch einen Temporalnebel zu fokussieren versuche. Sie reden immer weiter, als würden sie, wenn nur immer einer etwas zu den Gedanken des anderen sagt, ihre Globule ewig am Leben erhalten können. Gerade geht es um... Alltag?

„Ich weiß nicht, ob das gesund ist. Man trainiert sich immer denselben Rhythmus an, weißt du?“

„Ich... habe davon gehört.“

„Du meinst, das gibt es für dich nicht? Kann ich mir nicht

vorstellen.“

„Mein Beruf ist eben sehr sprunghaft. Genau genommen habe ich überhaupt kein alltägliches Leben außerhalb meines Berufs.“

„Workaholic? Hah, so alt siehste noch gar nicht aus!“

„Ist das bei dir anders? Spurensicherungsexperte, oder?“

„Genau. Ja, bei mir ist das so: Ich stehe auf, frühstücke, gehe zur Arbeit. Die Arbeit, die ich mache, ist jeden Tag eine andere, mal muss man an nem Tatort rumschnüffeln und Fingerabdrücke nehmen, mal schaue ich mir Videoaufzeichnung eines Verbrechens an, mal versuche ich, aus einem halb verbrannten Audioband verwertbare Tonsignale herauszukitzeln.“

„Okay.“

„Ja. Und dann geh ich nach Hause. Manchmal muss ich Überstunden machen. Zuhause angekommen schieb ich mir was in die Mikrowelle und schau Fernsehen. Meine Frau kocht nur am Wochenende für uns, aber sie isst dann meistens zu Abend mit mir. Sie arbeitet auch lange und das ist dann so die einzige Zeit unter der Woche, wo man ein paar Stunden zusammen verbringen kann.“

„Klingt wie ein krasser Gegensatz. Zuhause Routine, auf der Arbeit Abwechslung.“

„Mmmh. Das Problem ist nicht der Gegensatz, sondern, dass es... hm. Es ist irgendwie austauschbar. Wenn ich auf der Arbeit meine Frau hätte und acht Stunden täglich mit ihr zu Abend essen und fernsehen... und dann käm ich nach einer Überstunde nach Hause und würde mir das Video eines Kaufhausüberfalls in den Computer laden. Es würde keinen Unterschied machen, verstehst du?“

„Ich glaube schon. Dich stört der Rahmen, in dem sich dein Leben befindet.“

„Ja. Alltag ist doch ein Rahmen, der den Inhalt deines Lebens, ganz gleich, wie spannend der ursprünglich daherkommt, zu einer platten Masse ewig gleicher Schlieren zerstampft.“

„Das würde ich nicht sagen. Für viele Menschen ist Alltag ein Konstrukt, das ihrem Geist ein Zuhause gibt. Sie können noch so viele verwirrende Dinge erleben oder erlebt haben, das Bewusstsein, dass am nächsten Tag die Sonne wieder aufgehen wird und bestimmte Dinge wie Zähneputzen oder Pissen sich nicht ändern – das reicht oft schon aus, um sie nicht verrückt zu machen.“

„Kann schon sein, ich finde aber, die schlechten Seiten

überwiegen. Schau mal, wenn ich in zehn Jahren auf mein Leben zurückblicke, dann wird alles ein einziger Brei sein. Ich werde mich an nichts mehr erinnern können, einfach nur, weil der Alltag mich so fest im Griff hatte und alle Erinnerungen gleichgemacht hat.“

„Tatsächlich? Warum erst in zehn Jahren, das mit dem Zurückblicken?“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, warum blickst du nicht *jetzt* auf dein bisheriges Leben zurück und ziehst daraus deine Schlüsse?“

„Kann ja sein, dass ich das gerade tue. Ich meine, ich unterhalte mich seit Stunden. Das habe ich zuletzt vor mehreren Jahren gemacht.“

„Und, wie sieht dein bisheriges Leben so aus, Herr Hamid?“

„Beschissen. Was ganz entscheidend damit zusammenhängt, dass ich mich immer noch nicht an alles erinnern kann.“

„Zuviel Alltag?“

„Sehr witzig. Nein, ich habe mein Gedächtnis verloren. Teilweise. Komisch, das mit meiner Frau ist neu, das ist mir erst eingefallen, als ich es dir erzählt habe. Bedeutet das jetzt, dass es mir besser geht als vorher?“

„Eine Frau ist was Schönes. Habe ich gehört.“

„Wohl nicht verheiratet?“

„Ich? Haha... Nein.“

„Ich auch nicht. Wo ist mein Ehering?“

„Vielleicht gehörst du zu der Sorte Mann, die allergisch gegen Ringe sind.“

„Wow, als du das gesagt hast, hattest du einen Gesichtsausdruck drauf, als würdest du in eine Auster beißen!“

„Das ist unfair. Ich wollte noch nie heiraten, alles klar?“

„Okay, okay, aber dieser Klischee-Anti-Männer-Vergleich...“

„Ich habe in letzter Zeit eine schlechte Erfahrung mehr gemacht und würde sie gerne schnellstens vergessen.“

„Hm. Worum gings?“

„Ich habe Beruf und Privatleben miteinander vermischt. Liegt vermutlich daran, dass mein Leben zu 99 Prozent aus Beruf besteht.“

„Ja, das hast du eben schon gesagt. Was für ein Beruf soll das

sein?“

„Ich bin eine Botin. Ich überbringe Dinge, die für bestimmte Personen nötig sind, von dem Punkt, an dem sie existieren, zu dem Punkt, an dem sie gebraucht werden.“

„Oh. Wie die Sonnenbrille.“

„Genau, allerdings hat mich dieser Empfänger damit überrascht, dass er mir Alkohol anbot und mich in Gespräche verwickeln ließ, statt sich mit dem Inhalt meiner Nachricht genauer zu beschäftigen.“

„Naja, bei deinem Aussehen ist das aber auch nicht weiter...“

„Genau genommen ist das eigentlich keine Überraschung, denn das ist exakt die Art von Herangehensweise, die der letzte Empfänger verfolgt hat.“

„Die schlechte Erfahrung?“

„Ja.“

„Heißt das, ich darf mir da Illusionen machen?“

„Du bist streng genommen nicht der Empfänger, also eigentlich von jedwedem mystischen Zusammenhang ausgenommen.“

„Mist.“

„Ich weiß nicht, ich bin eigentlich ganz froh, dich nicht als potentiell bedrohlich einstufen zu müssen.“

„Danke für das... du meinst der Knilch da in der Ecke ist eine Bedrohung?“

„Allerdings. Für dich, mich und noch einige andere an der Geschichte Beteiligte.“

„Jetzt mach mal halblang, eben hieß es noch, ich sei von mystischen Zusammenhängen...“

„Naja, du bist leider eine Ausnahme, Christian El Hamid.“

„Klar. Noch ein Bier? Ich auch. Gut, kommen wir zum Kern der Sache - woher kennt ihr beiden euch eigentlich?“

„Ich bin seine Nachbarin.“

„Jaaa. Da steckt doch noch mehr dahinter. Diese komische Zimmerpflanze. Die Sonnenbrille. Was ist das für eine Brille?“

„Sie gehört einer Frau.“

„Dass kein Mann mit so einem funkelnden Ding herumlaufen würde, war mir auch klar.“

„Heutzutage ist diese Äußerung übrigens überholt und gendertheoretisch nicht mehr tragbar.“

„Hör mir auf mit dem Blödsinn. Was ist nun mit der Brille?“

„Ich kann nicht umhin zu bemerken, Herr Hamid, dass dieses Gespräch den Ausdruck eines Verhörs angenommen hat!“

„Ach komm, jetzt erzähl ich dir aus meinem zugegeben langweiligen Leben und du kriegst es nicht mal auf die Reihe, mir ein klein bisschen von dir zu erzählen?“

„Stimmt, sich zierende Frauen sind natürlich auch ein echt langweiliges Klischee.“

„Genau! Also?“

„Die Brille gehört einer außerirdischen Frau.“

„Ach. So.“

„Ja. Sie besucht ihn einmal wöchentlich. Seit du hier bei ihm eingezogen bist, sind ihre Besuche ausgeblieben, worüber er sich sehr große Sorgen macht. Und das zu Recht.“

„Von so einer Frau weiß ich nichts.“

„Du bist eben ein Störfaktor in seinem Leben. Jetzt schau mich nicht so an, aber es ist so.“

„Du weißt irgendwie verflucht viel über ihn. Und mich.“

„Ja, wie gesagt, mein Leben besteht fast hundertprozentig aus Arbeit und die Arbeit einer Botin bringt es mit sich, über die Gegebenheiten der Empfänger mehr oder weniger umfassend Bescheid zu wissen.“

„Ich bin also der Grund, warum seine Tussi nicht mehr kommt?“

„Nein, nein. Nein, das ist es nicht. Du bist nur der Grund, warum seine Sinne so vernebelt zu sein scheinen, dass er den offensichtlichen Hinweis auf ein Missgeschick seitens der so schmerzlich erwarteten Frau nicht verstanden hat. Jetzt schläft er da selig in der Ecke, statt sich Sorgen zu machen, wie das eigentlich vorgesehen war.“

„Soso.“

„Scheint dich ja jetzt nicht wirklich vom Hocker zu reißen.“

„Sag mal... was weißt du über Eispflanzen?“

„Oh BITTE.“

„Häh?“

„Die Geschichte wird dir nie, nie, nie jemand glauben. Besser, du vergisst sie ganz schnell.“

„Äh. Hat er... dir davon erzählt?“

„Nein.“

„Hör mal, so einfach ist das nicht. Ich will wieder zurück, verstehst du? Ich will hier raus. Ich will...“

„Ich kann dir da echt nicht helfen. Der einzige, der dir da helfen kann, sabbert gerade ein wenig Speichel über den seinem Mundwinkel am nächsten situierten Kissenbezug.“

„Der da? Wie soll der... ich meine, er hat mir ja schon geholfen! Aber...“

„Der kann dir helfen. Ich nicht. Du solltest also alles daransetzen, dass er seine Nachricht versteht und sein Problem wieder in den Griff bekommt.“

„Was für ein Problem? Hörmal, das wird mir jetzt entschieden zu mystisch, zu welchem Zeitpunkt ist unser Gespräch eigentlich abgedriftet?“

„Hmmm?“

„Woher weißt du von der Pflanze? Wer bist du überhaupt?“

„Ich bin die junge Frau, die jetzt gehen muss, weil es sonst unschicklich wäre, sich in einem Raum mit zwei betrunkenen Männern aufzuhalten.“

„Ach Scheiße... so aber nicht!“

„Genau so. Bis bald, Christian.“

Mein Rücken schmerzt höllisch. Die Nacht in der Zimmerecke zu verbringen war nicht die hellste Idee gewesen. Leere Bierflaschen um mich herum. Die Kronkorken bilden ein sinnfreies Muster auf dem selbst verlegten Laminat. Die Sonne scheint schon wieder. Unangenehm hell, mein erster Reflex ist, hastig die Vorhänge zuzuziehen. Da fällt mir auf, dass sich hier drin etwas geändert hat. Genauer gesagt, die Änderung ist in vollem Gange und ich bringe die nächsten fünf Minuten damit zu, staunend ihr Zentrum zu beobachten. Christian El Hamid hat sich, eine große Küchenschürze umgebunden, daran gemacht, den babylonischen Geschirrturm in meiner Küche zu bekämpfen. Er ist, ohne mich zu wecken, in Gefilde vorgedrungen, die - wenn überhaupt - nur mit Gasmasken und Ganzkörper-Energie-Schild betreten werden sollten um dem Erforschenden ein Mindestmaß an geistiger Klarheit zu garantieren. Mit anderen Worten, er wäscht ab. Einfach so. Wo ist Nina? Er summt leise vor sich hin. Mir schwahnt Schreckliches. Die beiden korpulierten nächstens neben meinem friedlich

schnarchenden Antlitz und rissen bei der Kippe danach, schnuppern, kein Rauchgeruch, fröhlich Witze über ihren schachmatten Gastgeber! Mein Schädel hindert mich am weiteren Ausspinnen solcher Phantasien und so setze ich mich mit einem Ruck auf.

„Morgen!“ schallt es fröhlich aus der direkt an den Wohnraum angrenzenden Küche entgegen. Muss freundlich gegrunzt haben oder sowas. Nach einer halben Stunde ausgiebigen Gähnens und Katzenwäsche, fällt mir auf, dass der Laptop eingeschaltet ist.

„Äh. Warst du da dran?“

„Ja, hab nur was nachgeschaut.“ Christian kommt aus der Küche und drückt mir mit undurchschaubarem Gesichtsausdruck eine Tasse in die Hand, aus der heißer Kaffee direkt in meine gierig schniefenden Nasenlöcher dampft. Herrlich. Und doch, irgendwas stimmt hier nicht. Mal wieder. Vielleicht ist es dieses Mal zur Abwechslung mal was Erfreuliches. Meine Gehirnzellen sammeln sich protestierend unter der Fahne, die der Kaffee schwenkt, zum Appell, und ich lehne eine Weile im Türrahmen um auf die Nachzügler zu warten. Neugierig betrachte ich Christian dabei, wie er unermüdlich den Berg an Dreckgeschirr abträgt und in blitzsauberes Porzellan verwandelt.

„Wars schön noch gestern?“ ich webe die vorsichtigen Versuche einer Konversation.

„Sehr erhellend, ja.“ Das kann alles heißen. Oder nichts.

„Wo ist sie denn hin?“

„Ist gegangen. Hör mal, hast du dir schon mal angesehen, was sie dir gebracht hat?“

„Äh. Die Sonnenbrille?“ Ich krame in meiner Erinnerung, ein paar Schritte ins Zimmer, hat der hier gesaugt? Wahnsinn. Ah, da liegt sie. Neben dem eingeschalteten Laptop. Mein Finger berührt das Touchpad. Die nächste Zeit verbringe ich damit, schreckensgelähmt auf das blaue Leuchten der Word-Umgebung zu starren. Genauer gesagt, auf den Textabschnitt, der sich dem Auge des Betrachters aufdrängt.

„Ist er tot?“

„Ach du Scheiße. Das ist Christian.“

„Wer? Ist er tot?“

*„Spurensicherung. Scheiße.“*

*„Was? Ist er tot?“*

*„Ich weiß nicht! Pack mit an, wir müssen ihn reinbringen.“*

*Eine Stunde später stand sie mit Sini in der Leichenhalle. Der Wächter war wieder an seinen Platz vor der Türe zurückgekehrt. Sini hatte ihre langen Arme von hinten um Karin geschlungen, das Kinn auf ihre Schulter gelegt, zusammen betrachteten sie die Leiche von Christian El Hamid, ehemals Spurensicherungsexperte. Es schien, als würde er schlafen. Tiefgefroren. Schockgefrostet, wie ein Cryokammer-Insasse aus einem Science Fiction Film.*

*„Sehr schöne Formulierung.“ Ich muss zurückgeschreckt sein, jedenfalls kommen mir die verschränkten Arme des Mannes, der direkt hinter mir stand, auf einmal sehr muskulös vor. Wie bescheuert war ich eigentlich, den Kerl in mein Haus zu lassen? „Wie ein Cryokammer-Insasse aus einem Science-Fiction Film.“ Christian lächelt, zittert seine Unterlippe etwa? Und dieses Funkeln in den dunklen Augen, ich hebe beschwichtigend die Hand. „Laaangsam, langsam. Wir sollten uns in Ruhe...“*

*Die Welt wird dunkel und voller Schmerz. Taumelnd erkenne ich, dass die Gesetze der Gravitation auch dann ihre Gültigkeit haben, wenn man per Faustschlag von seinem heißgeliebten Bodenkontakt befreit wurde. Natürlich falle ich noch über meinen Schreibtischstuhl, dessen Lehne sich in meine Seite bohrt. Jetzt fehlten ein paar Minuten. Glaube ich.*

*Ein Flur. Das ist mein Flur. Aus der Rückenlage betrachtet. Aufzug. Hilft mir denn keiner? Der war gut! Wenn ich nur nicht so müde wäre. Wenn der Boden nicht so hart wäre, könnte ich mich einfach schlafen legen. Es ist sowieso viel zu lange her, dass ich mich ordentlich schlafen gelegt habe. Schon wieder Flur. Ein Tier auf zwei Beinen. Nein halt, das ist so eine Flurry-Figur, ein Tier-Mensch-Hybrid wie aus den Webcomics. Sie ist fast nackt, natürlich, und ihre beunruhigend anziehenden Titten sind voller Haare. Wie der Rest ihres Körpers auch, sie ist schließlich ein Fuchs oder so. Ist das Kettcars Freundin? Jedenfalls hat sie die Arme verschränkt und schüttelt den Kopf. Sie trägt eine golden glitzernde Power-Panty aus den 80ern. Und so einen Anstecker, der*



wie ein Star-Trek-Kommunikator aussieht.

Mein Arm ist viel zu schwer, um ihn hilfesuchend zu heben und als ich ihr zurufen will, versagt mir die Stimme. Sie scheint mich nicht besonders zu mögen, jedenfalls wirft sie mir noch einen Blick zu, ich fühle mich wie eine Maus, könnte aber auch daran liegen, dass sie ein Fuch ist, und verschwindet wieder.

Irgendwo kräht ein Rabe unglaublich laut in mein rechtes Ohr. Ich sage ihm, er soll gefälligst den Schnabel halten und mich schlafen lassen.

Nachdem ich tatsächlich ein bisschen geschlafen habe, geht es mir beschissen. Oder genauer gesagt, noch beschissener als vorher, zu den Rückenschmerzen dröhnt mir nun auch der Kopf. Wo bin ich? In einem Auto. Wessen Auto soll das sein? Jedenfalls sitzt Christian am Steuer. Ich liege auf der Rückbank und nachdem ich mich fluchend hochgerappelt habe -sollte ich nicht liegenbleiben, der entführt mich ja gerade?! - stoße ich mir den Kopf hinten an der Decke des Kleinwagens.

„Ah, bist wieder wach?“

„Aua.“

„Keine Angst, ich tu dir nichts.“ Er betrachtet mich aus tiefen, dunklen, in meinem Zustand völlig unleserlichen Augen im Rückspiegel.

„Okay...“ Du meinst, abgesehen von der Tortur gerade eben und dem Fakt, dass du mich mit einem Auto entführst, was dir ganz sicher nicht gehört? Der ist Bulle. Hat der eine Waffe? Schnappe nach Luft, der verspätete Schweißausbruch nässt mein T-Shirt. Ich versuche, mir den Schweiß von der schmerzenden Stirn zu wischen, ohne mir großartig wehzutun und versage kläglich.

„Tuts weh?“

„Ja. Danke der Nachfrage.“ Er grinst nur und wechselt auf die linke Spur.

Das Auto ist ein VW Irgendwas. Ziemlich neu. Wir bewegen uns vom Ernst-Reuter-Platz Richtung Autobahn, die Bismarckstraße herunter. Wie immer ist die voller Ampeln, Baustellen und Autos, so dass wir uns noch nicht weit von meiner Wohnung wegbewegt haben. Hohe Altbaufassaden starren mahnend auf uns herab. In der Mitte der sechsspurigen Straße ist ein lächerlich schmaler Streifen für Parkplätze vorgesehen, der jeweils drei Spuren

trennt. Soweit die Theorie. In der Realität ist immer mindestens eine der Spuren durch Baustellenpoller abgesperrt und die Fahrzeuge schlängeln sich in einem Zickzack-Wirrwarr bis zur ersehnten Autobahnauffahrt am Funkturm. Angestrengt stiere ich durch Schweiß, Schmerz und Fensterscheibe zum Fahrer nebenan. Er beachtet uns überhaupt nicht, starrt nur trübsinnig nach vorne, wo die mittlere Spur ohne Vorwarnung in einer Absperrung endet und ihn zwingt, blinkend stehenzubleiben. Klar, dass er gerade keine Zeit hat, den von seiner Kreation entführten Schreiberling im links vorbeizuckelnden VW zu bemerken. Die Ampel ist wieder rot, deswegen wird er warten müssen, rechts und links von ihm ist alles voller PKWs. Er ist sicher nicht von hier, wenn man drei Mal die Straße entlangefahren ist, macht man den Fehler nämlich nicht mehr. Jetzt ist er hinter uns und statt seiner starren Warnfarben zurück, auf dieser Fensterseite ist bis nach der nächsten Ampel keine Hilfe zu erwarten. Wir kommen erneut zum Stehen.

Die Autotüre ist nicht verschlossen. Stirnrunzelnd starre ich auf den sich mir bietenden Fluchtweg und komme zur entscheidenden Frage. Will ich überhaupt gerettet werden? Schließlich bin ich ja doch irgendwo verantwortlich. Wenn ich mich jetzt verpisse, hat Christian El Hamid, Spurensicherungsexperte, keine Chance mehr. Und wahrscheinlich würde er sowieso wieder zu meiner Wohnung zurückkommen.

„Ähm. Christian?“

„Hm?“

„Wo fahren wir eigentlich hin?“

„Keine Ahnung, das musst du mir schon sagen.“

„Ich?!“ Angemessene Entrüstung. Verdammt, tut der Kopf weh! Und der Rücken! Und überhaupt.

„Ja, du. Du hast uns die ganze Scheiße eingebrockt. Also musst du sie auch wieder in Ordnung bringen.“

Das klingt logisch und deckt sich soweit mit meinen eigenen Überlegungen zum Thema. Interessanter Nebengedanke, denkt der Typ eigentlich für sich allein oder ist er, was Gedanken angeht, auf sowas wie eine Unterglobule meines eigenen Bewusstseins angewiesen? Nachweislich ersteres. So interessant war der Gedanke jetzt doch nicht, mein Kopf ist noch ziemlich wirr.

„Hm. Aber weißt du, wenn ich das wieder in Ordnung bringen soll, muss ich was schreiben.“

„Ich weiß.“

„Und, ich weiß nicht, ob dir das aufgefallen ist, hier kann ich nichts schreiben. Wo hast du überhaupt das Auto her?“

Christian übergeht geflissentlich sowohl Anspielung als auch Frage und setzt zügig über die freie Kreuzung, neben uns springen alle anderen Fahrer aufs Gas, begierig, das letzte Stück zur Autobahn möglichst unterbrechungsfrei fahren zu dürfen.

„Du kannst nichts schreiben, weil deine Freundin nicht mehr kommt.“

Allerhand.

„Woher weißt du von ihr?“

„Nina hat mir von ihr erzählt.“

Wie bitte?

„Woher weiß Nina von ihr?“

„Keine Ahnung. Nina weiß ne ganze Menge, wie es scheint.“

„Scheint mir auch so.“ Leise aufstöhnend lasse ich mich zurücksinken. Der Gedanke an die Sternenfrau macht den beschissenen Tag in sofern komplett, als er mir in Erinnerung ruft dass ich sie schon seit Wochen nicht mehr gesehen habe. Dann, endlich, reißen die verhangenen Wolken über meinem Bewusstsein auf und ich stiere auf die Sonnenbrille in meiner Hand. Es ist natürlich ihre Brille.

Wie konnte ich das verpeilen? Einen ganzen Tag habe ich verloren mit Saufen, Quatschen und Entführtwerden! In dieser Zeit kann ihr werweißwas passiert sein! Am Rand der nun wieder dreispurigen Straße mahnen blaue Autobahnschilder, links kriecht der Funkturm hinter dem massigen ICC-Gebäude hervor. Das ICC ist ein Messecenter, es sieht aber aus, als hätte ein riesiger Comiczeichner etwas Unappetitliches vom Himmel fallen lassen und zur Entschuldigung ein paar Fahnen drumherumgepflanzt. Christian biegt gerade links ab, von der großen Straße zu einer kleineren, die uns unaufhaltsam auf die Autobahn führen wird, wenn wir nicht bald den Kurs ändern. Er fährt doch nicht etwa zu Brights Zuhause? Mir wird schlecht, alles, nur das nicht! Aber die A 115 führt nach... und dann... vielleicht hat er den Anfang der Geschichte gelesen und fährt uns jetzt nach Kleinmachnow? Panisch

rüttle ich ihn an der Schulter.

„Umdrehen, umdrehen!“

Sein Blick ist, gelinde gesagt, misstrauisch.

„Wieso? Wohin fahren wir?“

„Wieder in die Stadt rein! Bloß nicht weiter geradeaus!“

„Wir fahren aber nicht wieder nach Hause, das kannst du knicken!“

„In Ordnung, aber nicht aus der Stadt raus, dreh schon um!“

Erleichtertes Aufatmen, als der VW die Kurve kriegt und uns wieder zurück auf die Bismarckstraße trägt. Die Sonne wirft ihr Licht auf mindestens fünfhundert Autodächer, ein paar Wolken versuchen vergeblich, das penetrante Strahlen etwas einzudämmen. Daran liegt es also, dass es so heiß hier drin ist, Fenster runterkurbeln ist aber nicht, ein Erstickungstod durch Autoabgase wäre das letzte, was... na gut, ein bisschen geht wohl. Frische Luft!

„Hey, träumst du? Wohin fahren wir also?“

Wir fahren momentan geradeaus, in diese Richtung sind genausoviele Autos unterwegs wie in die andere, es herrscht die ganz normale Unruhe, es stinkt, es ist laut, es blitzt von den Autodächern direkt in meine gepeinigten Augen, es rattert von den Bauarbeiten ein bisschen weiter vorne, die rechte Standspur ist blockiert durch einen Wagen, der da geparkt ist, weil irgendwelche Studenten aus ihrer Wohnung mit Blick auf die Tankstelle wieder ausziehen wollen. Mann, ist die Straße hässlich! Und jetzt, wohin fahren wir? Christians Blick wird über die Rückspiegel fordernd nach hinten transportiert und ich habe keine Ahnung, was ich ihm sagen soll. Die Brille. Langsam beginnt mein Hirn sich zu melden. Denk nach! Es gibt ein Problem, es gibt viele Dinge, die nicht zusammenpassen, und ich halte die Sonnenbrille einer vermissten Person in der Hand. Folgen wir also den Klischees - so wie es aussieht, muss doch eigentlich die Brille der Schlüssel sein zum Aufenthaltsort meiner... naja, der Sternenfrau eben. Ganz logisch, wenn man mal darüber nachdenkt, was schwierig ist, wenn man die ganze Zeit auf die Fresse bekommt oder alkoholisiert wird. Ich drehe und wende das Gestell. Zeitlos modische Funkelsteinchen in den Rändern eingebaut. So ein Ding würde ich nicht mal anziehen, wenn man es mir schenken würde! Aber an ihr sieht es wunderbar aus. Tapfer schniefend betrachte

ich weiter, vollkommen ratlos, während sich der VW wieder dem Ernst-Reuter-Platz entgegenschlängelt.

„Ich...“

„Jetzt sag schon!“

„Ich weiß nicht!“ In höchster Not, mit dem Mut der Verzweiflung, ohne zu wissen was ich tue, tue ich das einzig richtige: Ich setze mir die Brille auf die Nase.

Wow.

Ein starkes Surren in den Ohren. Leichtes Brennen in den Augen. Die Kopfschmerzen sind weg. Die Rückenschmerzen auch. Ich fühle, wie mir das Wasser im Mund zusammenläuft, als hätte ich Appetit auf Käsekuchen.

Berlins Straßenschluchten treten andächtig einen Schritt zurück, die Autos um uns herum zerfließen zu einem misstönenden Ausrutscher der Natur, den Christian mit einem Tritt auf das Gaspedal hinter sich lässt. Schon sind wir an der Universität, über eine Brücke, die Straße des 17. Juni hinauf, auf die Goldelse zu, die, durch die Brille betrachtet, heute verdächtig lange Haare hat. Rechts und links der Tiergarten, die Häuser für den Moment hinter uns gelassen, starre ich ehrfürchtig auf die vorbeiziehenden Bäume. Eine Mutter fährt ein kleines Alien in einem Kinderwagen spazieren, es hat einen Metalltorso und winkt mir vergnügt mit einem seiner sechs Arme zu. Über die Straße hin zieht sich eine leuchtende Spur aus Sternen, die sich an den Händen halten und zu mir heruntergrinsen. Irgendjemand hat sich die Mühe gemacht, diese Sterne genau so anzuordnen, dass sie dem Straßenverlauf folgen und uns den Weg weisen. Doch wir müssen uns beeilen, die ersten Sterne beginnen bereits, zu verblassen!

„Rechts! Dann vorne Links! Schneller Mann!“

Ich hänge über dem Vordersitz und fuchtele mit dem Arm, die übergroße Sonnenbrille wackelt im Tempo der Kurven, die Christian mit dem Lenkrad kurbelt, auf der Nase.

Wir sausen an den Touristen vorbei, die sich im Mahnmahl verlaufen haben (eine riesige Fläche voller Betonstelen, zwischen denen man flanieren und sich angemessen gruseln kann) und folgen den Sternen auf eine Allee, die Unter den Linden heißt, weil sich hier, Überraschung, sehr viele Linden befinden. Hier ist weniger Verkehr als auf der Bismarckstraße, dafür gibt es um einiges mehr

Fußgänger, die sich in Erwartung der Sehenswürdigkeiten Berlins auf den breiten Gehwegen drängen. Die Spur aus Sternen ist jetzt etwas unregelmäßiger, viele sind ausgebüchst und spielen in den Linden Verstecken. Das macht aber nichts, weil wir offensichtlich geradeaus fahren sollen, in Richtung Dom. Rechts überholt ein Taxi, an dessen Steuer ein Kopfgeldjäger sitzt, auf dem Beifahrersitz eine doppelläufige Schrotflinte. Entsetzt bedränge ich Christian, noch schneller zu fahren, und bin erst wieder beruhigt, als das Taxi von unserer Spur abbiegt.

Der Dom präsentiert sich als alter Mann mit kuppligem Hut, der es sich auf einer Parkbank am Springbrunnen bequem gemacht hat.

Viele Mäuse - ah nein, das sind die tatsächlichen Besucher des Parks, nervös fasse ich an die Brille - wuseln um die Wasserfontäne herum. Es wird Sommer! Im Winter ist da sowas wie ein Jahrmarkt, nur heißt das hier Rummel und ist kombiniert mit einem Weihnachtsmarkt. Irgendwo in der Nähe stand auch mal der Palast der Republik, ein sehr umstrittener Steinhaufen, um den sowohl von Seiten schmerzbäuchiger Politiker als auch von stehlampentragenden Wannabe-Alternativen viel zu viel Wind gemacht wurde. Die Sterne lassen das Areal konsequenterweise links wie rechts liegen und führen unseren beflügelten PKW Richtung Alexanderplatz. Dort angekommen, Zeit ist mittlerweile ein fügsames Band, was sich je nach Bedarf dehnt oder zusammenzieht, wird mir zum ersten Mal in meinem Leben voll bewusst, dass der Bratwurstverkäufer vor dem Bahnhofseingang ein sehr alter Mann ist, dessen weise Augen gütig hinter einer vierschrötigen Maske hervorfunkeln. Saturn und Media Markt giften sich über den Platz hinweg an und verschweigen dem törichtesten Konsumenten, dass sie eigentlich zur gleichen Kette gehören. Die Punker am Platz haben bunte Schleifchen in den Haaren und knuddeln sich, weinend rufen ein paar nach ihrer Mutter, die sie für den Aufsichtsrat irgendeiner Bank sitzen gelassen hat und bestimmt nie mehr wiederkommen wird. Wir fahren im Schritttempo an einem „Alexa“ getauften, widerlich lachsfarbenen Bunker vorbei, der normalerweise ein Einkaufszentrum darstellt, mittlerweile aber seiner wahren Form ein gutes Stück näher gekommen ist: Aus den steinernen Fassaden brechen blutige Geschwülste heraus, es schmatzt und schleimt und ab und an dringt

der Schrei eines im Keller gefressenen Besuchers an meine Ohren. Zum Glück biegen die Sterne ab.

Christian el Hamid ist zu einem Schemen verkommen, klar, er war ja von Anfang an nichts weiter als eine von mir geschaffene Fiktion ohne Hintergrundgeschichte, aber solange er noch Auto fahren kann, ist das völlig in Ordnung. Weiter geht es, wir stoßen in den Prenzlauer Berg vor, und hier überlege ich zum ersten Mal, die Brille wieder abzunehmen. Was sich meinen Augen durch das getönte Matt bietet, ist zu schrecklich, es ist fast, als hätten sich alle Regisseure der im Media Markt (oder Saturn!) rot verpackten Filme zusammengetan, um ein möglichst abstoßendes Bild der Realität zu entwickeln. Aufrecht gehende Mütter, an deren gestärktem weißen Kragen sich affenähnliche Kinder klammern, die mit hektisch zuckender Zunge versuchen, einen Tropfen Latte Macchiato zu erhaschen, aber nie Erfolg haben, weil das Muttertier sorgfältig darauf achtet, nichts zu verschütten. Männer in Hemdsärmeln und Hosen aus Stoff, der viele Meilen weit ins Land geflogen wurde, schwarz, kein Stäubchen trübt die auf Falte gebügelte Ausstrahlung maskuliner Sachlichkeit, die sich in den blank polierten Schuhen widerspiegelt. Bisschen parteiisch ist die Brille ja schon. Protestierend tippe ich dagegen, als dem Mann Spätzle aus dem Mund fallen, die sich Maden gleich in seinem Weg auf dem Bürgersteig winden.

„Hallo? Es ist 2010! Berlin ändert sich nunmal!“

„Was hast du gesagt?“ Die Stimme des Fahrers klingt, als würde er vom Grund des Meeres aus durch ein sehr langes Rohr sprechen, passend dazu vibriert der mittlerweile violette Schemen am Steuer in Frequenz seiner Stimmlage. Ich winke ungeduldig ab und ignoriere Josef Ackermann, der im pinken Stringtanga am Straßenrand bettelt. „Nichts, nichts, hier immer geradeaus.“ „Sind wir bald da? Ich fühl mich beschissen.“

Die Frage kann ich ihm leider nicht beantworten, aber dafür kann ich einen Aufschrei nicht unterdrücken, als die uns entgegenpreschende Straßenbahn ein Gesicht trägt, ein riesiger Clown mit aufgerissenem Maul, hat der mir gerade zugezwinkert? Langsam wird die Sache nervenaufreibend, um weitere Ecken, mittlerweile fällt es mir schwer, noch Menschen zwischen dem Strahlen der Sterne auszumachen. Wir scheinen uns dem Ende

unserer Reise zu nähern, denn sie werden immer träger und heller, als würden sie schlafen oder sehr alt sein. Ich weiß, ich weiß, wenn Sterne alt werden, werden sie blasser, aber die hier werden eben heller und überhaupt, mit wem unterhalte ich mich da eigentlich gerade? Mit Christian jedenfalls nicht, denn er ist den Sphären der Kommunikation endgültig entrückt und konzentriert seine wenigen in dieser Welt verbliebenen Kräfte darauf, unser Auto an einem leerstehenden Gebäude entlangzumanövrieren, das von Peter Fox für eines seiner Videos benutzt wurde und ansonsten nichts weiter tut, als drohend mit graffitibewehrter Schnauze den gegenüberliegend im Entstehen begriffenen BND anzustarren. Und genau hier endet die Spur der Sterne. Vor einem drei Meter hohen Tor aus fugenlos schließenden Stahlwänden, die einen Bauzaun schützen, hinter dem ein mittlerweile schon drei Stockwerke umfassender Rohbau hochgezogen wird, in welchem einst Geheimagenten und Nachrichtendienstler ihr Unwesen treiben werden. Eine Kamera späht misstrauisch auf den letzten Stern, der träge auf dem Rücken treibt und ihr die Sicht auf unser Auto versperrt. Doch der Stern wird es nicht mehr lange machen, und dann, wer auch immer auf der anderen Seite des Sicherheitssystems sitzt, er wird sich zwangsläufig fragen, was wir wollen. Mit einem irritierten Seufzen nehme ich die Brille ab. Christian späht stirnrunzelnd über das Lenkrad auf die unneinehbare Barriere aus Stahl, hinter der ein Stückchen hellblauer Nachmittagshimmel vom eifrig in die Höhe wachsenden Rohbau bedrängt wird.

„Hier ist deine Freundin hin?“

„Was für ein Tag ist heute eigentlich?“

„Keine Ahnung. Mittwoch?“

„Warum arbeitet dann hier niemand?“

„Hm. Dann wohl doch Wochenende. Oder Feiertag?“

Das kann nicht sein, auf der Bismarckstraße vor... ein paar Stunden? War reger Betrieb in Sachen Bauarbeiten gewesen. Hier jedoch ist alles still. Die Kräne, die den Himmel, da, wo noch kein Rohbau steht, mit ihren skellettierten Stahlgerüsten pieken, bewegen sich nicht. Kein Betonmischer ist zu hören, keine Arbeiter zu sehen, die auf dem den Rohbau wie pro Stockwerk sorgfältig geknüpft Bänder umschließenden Gerüst herumlaufen.



Gegenüber liegt Peter Fox' Gebäude, und weiter die Straße herunter ein Motel mit angrenzendem Dönerladen. Es juckt mich in den Fingern, die Brille wieder aufzusetzen und diesem Laden einen Besuch abzustatten. Ich bin der festen Überzeugung, dass die dort Fleisch in Brote packende Frau eine Gottheit ist, die sich nur zu ihrem Vergnügen unter die kleingeistigen Menschen begeben hat und jetzt wäre eigentlich der perfekte Zeitpunkt, das zu überprüfen. Ein paar Leute stapfen aus dem U-Bahnhof Schwartzkopffstraße um angrenzende Ecken, bevor weiter hinten das Gelände wieder aufreißt und nach einem kurzen Abschnitt (Tankstelle, Rollenspielshop und Mauerstreifen) der Stadtteil Wedding beginnt. Widerstrebend entscheide ich mich gegen den Dönerladen und steige aus, die Brille in die Tasche geschoben. Frische Luft, noch etwas kühl. Wir müssen uns im ersten Drittel des Jahres befinden. Christian ist ebenfalls, etwas zögerlich, ausgestiegen, und so betrachten wir beide schweigend das große Stahltor, das uns am Weiterkommen hindert.

Es gibt hier natürlich eine Gegensprechanlage. Mit Summer, Bildschirm und ein paar Knöpfen. Wir täten gut daran, diese in nächster Zeit zu betätigen. Oder zu verduften, sonst wird der Mensch, der uns in diesem Moment sicherlich durch die Kameras beobachtet, die Polizei rufen. Mein Spurensicherungsexperte und wagemutiger Fahrer tritt näher an besagte Konstruktion heran, ehe ich es verhindern kann, und drückt wahllos ein paar Knöpfe. Auf dem Bildschirm erscheint mit kurzer Verzögerung ein sehr verschlafenes männliches Gesicht, auf dem ein paar Falten und Speckrollen im Verlauf des Alterungsprozesses ihren verdienten Platz gefunden haben. Haare hat er so gut wie keine mehr auf dem Kopf, dazu sehr kleine, fast feiste Augen. Unangenehm, irgendwie. Unerklärlicherweise erschreckt sein Anblick meinen Gefährten so sehr, dass er mich fast umgestoßen hätte im Bestreben, einen Satz rückwärts zu machen.

„Ja bitte?“

Jetzt bin ich noch verwirrter als vorher. Die Hand fest um die Brille in der Tasche gekrampft, versuche ich zu verstehen, warum Christian El Hamid käsebleich geworden ist und Deckung hinter unserem gestohlenen Auto sucht.

„Guten Tag. Äh. Wir wollen einen Besuch machen. Die Bauleitung

schickt uns.“

„Bauleitung?“ durchdringender Blick aus dem Bildschirm. „Was für eine Bauleitung?“

„Von dem Rohbau da?“ ich muss ein bisschen unwirsch geklungen haben, denn seine Miene verzieht sich missbilligend. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen aufgefallen ist, aber Sie bewachen eine Baustelle.“

„Kein Grund, unfreundlich zu werden der Herr. Ich hole Sie ab.“

Mein überraschtes Spiegelbild in der schwarzen Mattscheibe. Das Geräusch eines startenden Automotors. Herumwirbelnd werde ich Zeuge, wie Christian mit großem Elan zurücksetzt. Sein Gesichtsausdruck wabert in einer schwer beschreiblichen Mischung zwischen Angst und Wahnsinn. Sein Gesichtsausdruck ist auch das letzte, was ich von ihm sehe, denn in diesem Moment wird der rückwärts auf die Straße hinausstoßende VW von einem Laster gerammt und aus meinem Blickfeld getragen. Die Aufschrift *Treibstoff – so billig wie damals in Polen!* ätzt mir eine zischende Spur ins Gehirn, meine Kinnlade fällt zeitgleich mit dem ohrenbetäubenden Getöse des Aufpralls gegen Erdboden.

Reifenquietschen, noch mehr Scheppern und Klirren. Türeenschlagen. Eine Stimme beginnt, wüste Beschimpfungen zu äußern. Als ich vorsichtig um die Ecke des Bretterzauns spähe, erblicke ich den Fahrer des LKWs, der sich aus seinem Führerhäuschen begeben hat, und nun der Leiche von Christian El Hamid wütende Vorträge über die Straßenverkehrsordnung hält. Er trägt ein ärmelloses T-Shirt, schwarz, mit einem Totenkopf drauf. Auf seinem rechten Oberarm prangt ein Hakenkreuz, das seinen Ausführungen immer dann an Schärfe verleiht, wenn er die Faust zum Himmel schüttelt. Der Leiche ist die Straßenverkehrsordnung ziemlich schnuppe. Sie hängt blutüberströmt im Fahrersitz, eingeklemmt in einen Quader aus zerquetschtem Eisen, durchlöchert von Glasscherben, die durch den Aufprall im Innenraum hin- und hergeschleudert wurden. Das gestohlene Auto schien, soweit ich das von hier aus sehen kann, keinen Airbag zu besitzen. Der LKW-Fahrer kommt mir beunruhigend bekannt vor, doch bevor ich meine Beobachtungen vertiefen kann, legt sich eine Hand auf meine Schulter. Den zweiten Beinahe-Herzanfall innerhalb weniger Minuten bekämpfend, drehe ich mich um und werde sofort von einem sehr kleinwüchsigen Mann mit

Hornbrille - ist das derselbe wie eben auf dem Bildschirm? - vom Ort des Geschehens hinwegkomplimentiert.

„Ah, Sie sind angekommen. Sehr gut, wurde auch höchste Zeit. Bitte folgen Sie mir.“

„Mein Freund ist...“

„Ja, höchst bedauerlich, aber damit können wir jetzt wirklich keine Zeit verschwenden, glauben Sie mir, die Sache ist dringend!“

„Wer sind Sie?“

„Nennen Sie mich Saul, wenn Sie unbedingt müssen, aber kommen Sie jetzt endlich von der Straße runter.“

Ich folge der Aufforderung mit einem miesen Gefühl im Bauch. Meine Kreation verblutet gerade unter den Verwünschungen eines Jüngers des dritten Reichs in einem gestohlenen Auto, da sind ein paar Schuldgefühle ja wohl auch angebracht. Das Stahltor schließt sich genauso lautlos hinter uns, wie es sich vorher geöffnet haben muss und ich komme mir unglaublich schafsähnlich vor, wie ich Sauls buckligem Rücken folge, der sich erstaunlich behende durch die Aufbauten der riesigen Baustelle bewegt. Die tatsächlich leersteht.

„Wo sind ihre Arbeiter hin?“ Während ich über Säcke voller Zement steige und ihm auf einem verschlungenen Pfad durch große Stahlrohre und Geräte folge, die aussehen, als würden sie dazu benutzt, Büffel zu pfehlen, versuche ich pflichtbewusst, Konversation zu treiben. Hinter dem Stahltor erstreckt sich ein freier Weg zu einer Art Parkplatz, neben dem das Wachhäuschen steht, wir aber sind direkt nach dem Tor rechts abgebogen, um den Rohbau herum, rechts der hohe Zaun, links karge Mauer, und im Moment arbeiten wir uns in das Erdgeschoss des Gebäudes vor, immer bestrebt, nicht in irgendein Loch zu fallen oder von einem losen Balken erschlagen zu werden.

„Solche Fragen sollten Sie der Bauleitung stellen.“

„Wer sind Sie?“ wie aus der Pistole geschossen, leider ignoriert das Männchen die Frage und winkt mich mit einem kryptischen „Nach Ihnen!“ ein gähnendes Loch hinunter, wo eine Steintreppe in einen offensichtlich frisch ausgeschachteten Keller hinabführt.

Abwehrend hebe ich die Hände. „Sie halten mich wohl für bescheuert?“

Er nickt gewichtig und wedelt ungeduldig mit der Rechten, die Treppe hinunter. Ich gebe ihm einen kräftigen Stoß, so dass er gezwungenermaßen vor mir den Keller stolpert.

Gedämpft klingt von unten ein Schrei empor, ein weiterer Grund, warum ich in diesem Moment beschließe, da in nächster Zeit sicher keinen Fuß hinzusetzen.

„Geschieht dir ganz Recht, Alter!“ vorsichtig gehe ich in die Hocke und spähe ins Dunkel. Verdammt dunkel da unten. Und mittlerweile auch völlig still. Hm. Und wenn er sich jetzt was getan hat? Es sind schon Leute an weniger gestorben, als einem unglücklichen Fall über eine Steinkante.

„Hallo?“

Keine Antwort.

Ein kühler Zug weht durch den kargen Raum, in dem ich mich befinde. Die Löcher der Fenster gähnen in Richtung Bauzaun und füttern den Wind mit Luft, während er ein paar Glasröhren, die irgendwer in der hinteren Ecke des Raums platziert hat, zum Schwingen bringt. Ein leiser, klagender Ton, aber die Härchen auf meinen Armen stehen sicher nur, weil es plötzlich fröstelt. Habe ich den Mann gerade umgebracht? Blödsinn. Oder? Ich fühle mich sehr allein. Christian El Hamid, Spurensicherungsexperte, ist auch schon tot. Kettcar habe ich seit Wochen nicht mehr gesehen. Die Sternenfrau, wo soll die sich hier befinden? Sicher bin ich falsch. Sicher ist das alles mal wieder nur ein Hirngespinnst. Wie alt bin ich eigentlich? Bin ich nicht zu alt für solchen Schwachsinn? Was ist mit der Polizei? Und dem Nazi? Mir ist schwindlig.

Klagend schniefend versuche ich, im undurchdringlichen Dunkel unter mir irgendetwas auszumachen. Eine Bewegung, irgendetwas. Aber es ist einfach Dunkel da unten und das wird sich nicht ändern, es sei denn, ich zücke mein Handy (danke Sony!) und aktiviere die Leuchte. Es hat noch Batterie, ein bisschen. Hoffnungsvoll schwenke ich die neu gefundene Erkenntnisspenderin vor mir her. Ins Dunkel werden durch den Strahl der Handylampe ein paar Stufen erzeugt. Und noch ein paar. Schnurgerade führt die Treppe nach unten. Sie ist noch sehr neu, das sieht man daran, dass die Stufen kein bisschen abgewetzt sind. Ihre Kanten sehen scharf aus, fast, als könne man sich daran schneiden.

Vorsichtig setze ich einen Schritt vor den anderen. Ein Zombiefilm fällt mir ein, in welchem der Protagonist im Brustton der Überzeugung einen Kommentar abgibt. Der lautet ungefähr: *This is obviously a shit idea!*

Irgendwann geht die Handylampe aus.

Aber eigentlich brauche ich ihr Licht nicht, denn das Dunkel ist nicht mehr so bedrohlich schwarz wie vorher. Langsam lassen sich Konturen ausmachen, Schemen in der Dunkelheit, die sich um die stetig nach unten führende Treppe winden.

War Christian El Hamid eigentlich tatsächlich tot? Schließlich bin ich nicht rübergegangen und habe nachgesehen. Den Puls gemessen oder so. Nicht, dass ich wüsste, wie man das macht. Es ist kühl hier unten, leises Frösteln und Zähneklappern inbegriffen. Obwohl, so kalt ist es eigentlich nicht, heißt das, das ich Angst habe? Verständlich wäre es ja. Ich bin mittlerweile schon viel tiefer gestiegen, als dieser Keller an Höhe besitzen dürfte. Außer sie haben ein Loch bis in den Erdkern gegraben. Und wo ist der Kauz von vorhin?

Wenn Christian wirklich tot ist, warum steige ich dann noch hier runter? Und was hindert mich daran, einfach wieder umzudrehen? Nun, zunächst mal scheint die Treppe vor einiger Zeit ihre Richtung geändert zu haben. Streng genommen steige ich nicht abwärts, sondern aufwärts. Als wäre das an sich nicht schon merkwürdig genug, habe ich das Gefühl, als wäre die Treppe das einzig Stabile im Umkreis von mehreren Lichtjahren. Die Dunkelheit ist zu Raum geworden, in den mein Geist irrige Spielereien hineinmalt.

Da hinten spielt ein Doppelstern Fangen mit sich selbst, immer um das Gravitationszentrum herum. Die Milchstraße dreht sich, weil jemand umgerührt hat und dann vergaß, das Feuer auszumachen. Wenn sie anbrennt, wird die Erde in einem sprudelnden Sud aus universalem Schaum weggespült. Zum Glück für die Menschheit kocht die Milchstraße in einer anderen Zeitskala. Von dem Moment an, als ein Neandertaler anfing, sich aus dem Rippenknochen seiner verblichenen Geliebten eine Waffe zu schnitzen, bis zum heutigen Tage, an dem ein glückloser Schriftsteller auf der Suche nach einer Sternenfrau in den Keller unter dem BND hinabsteigt, ist in Milchstraßenzeit gerade mal ein Wimpernschlag verstrichen. Diese

Zeiteinheit impliziert natürlich, dass da jemand ist, der den ganzen Haufen umrührt, schließlich kann die Suppe selbst schwer mit den Wimpern schlagen. Ich hoffe, er oder sie oder es hat eine gute Erklärung für das Chaos, was die Milchstraße und das restliche Universum ohne Zweifel bilden. Vielleicht ist die schöpfende Entität einfach noch zu klein, um ihr Zimmer aufzuräumen und herausragende Kochkünste kann man von so einem Wesen ja nun auch nicht erwarten.

Die Treppe geht tatsächlich nach oben. Wenn die Augen den Dienst versagen, kann man sich immer noch auf sein Innenohr verlassen. Momentan traue ich mich nicht, die Brille meiner verlorenen Freundin aufzusetzen, denn wenn ich schon ohne Brille... was ist das da hinten?

Zwei Mönche schweben durch die Dunkelheit. Sie sind in schwere Roben gehüllt, deren Ausläufer so etwas wie Kometenschweife bilden, nur bestehen diese nicht aus Feuer, sondern aus einer Flüssigkeit, die verdächtig nach Bier aussieht. Bier würde auch den erheiterten Zustand der beiden erklären. Sie sind durch etwas, was ich von hier aus nicht genau erkennen kann, aneinander gebunden. Sie scheinen unglaublich viel Spaß zu haben und ignorieren das Chaos um mich herum gekonnt. Dann verschwinden sie hinter einem kleinen Planeten, der im Licht eines Spiralnebels rosafarben schimmert.

Ich höre Geräusche. Die Treppe führt direkt auf eine Sonne zu. Ich befinde mich schon lange nicht mehr in unserem Sonnensystem und so kann ich nur ahnen, wie der Stern heißt, der mich, würde alles mit rechten Dingen zugehen, schon längst verbrannt haben müsste. Das die Dinge nicht sonderlich rechtens gehen, dürfte ja wohl klar sein, und hier ist ein neuer Beweis: Aus der Sonne dringen Geräusche, die verdächtig nach Baustelle in Hochbetrieb klingen. Ich bemühe mich, die Arbeiter zu entdecken, die in der Korona sitzen müssen und dabei sicherlich Schweißausbrüche zu bekämpfen haben, aber ich sehe keine. Die Sonne wächst mit jedem Schritt auf der schnurgerade ins heiße Licht führenden Treppe, blockt den Rest des Universums mit ihrem Gleißeln aus meinem Bewusstsein. Schließlich ist alles weiß. Die Strahlen, die sich in meine Netzhaut brennen, lassen mich an das Eis eines Gletschers denken, kurz bevor es ins Tal bricht.

Nein, ich habe mich vertan. Ich bin einfach nur geblendet vom plötzlichen Licht, nachdem ich so lange im Dunkeln gestiegen bin. Es riecht nach frischer Erde. Und irgendein stechender Geruch liegt darüber, von einer Blume. Flieder? Nein, etwas exotisches. Aus Ägypten. Langsam schälen sich Konturen aus dem schmerzenden Licht. Ich stehe auf einem Hügel. Die Treppe endet hier, ich stehe auf der letzten Stufe. Direkt vor mir sprießt grünes Gras, der einzige Baum der Erhebung spendet ein wenig Schatten zur Linken. Vor mir erstreckt sich eine hellbraune Ebene, die den Eindruck macht, als wäre sie von einem Belagerungsingenieur verunstaltet worden. Überall ziehen sich Gräben an halbhohe Mauern vorbei, ducken sich vom Wind schief gelegte Zelte gegen Aufwerfungen, die offensichtlich erst vor kurzem aus ihrem angestammten Platz im Erdreich gerissen wurden. Ein paar Menschen laufen von hier nach da, in den Händen Karten und merkwürdige Geräte auf langen Stelzen. Das sind keine Belagerungsingenieure. Von hier aus ist es schwer zu erkennen, vor allem, weil mir immer noch helle Punkte vor den Augen tanzen. Ich mache einen Schritt zur Seite, in den Schatten des Baumes. So gesehen sieht das Ganze aus wie ein Gemälde, denn die Menschen bewegen sich nicht sonderlich hektisch. Gemessen an der Fläche des Areals sind es sehr wenige, die sich aber genauestens auszukennen scheinen. Das Gebiet erstreckt sich über die Ebene, mindestens einen halben Kilometer (?) in alle Richtungen. Dahinter schmücken Berge den Horizont, zur Linken glaube ich außerdem, unter dem wolkenlosen Himmel Qualm zu erspähen. Tatsächlich, das ist kein Dampf, wie er aus den Atomkraftwerken steigt, sondern echter Rauch. Eine richtige Wolke steht am Himmel, etwas schräg, wahrscheinlich weht dort mehr Wind als hier auf dem Hügel. Die Leute mit den Karten scheint das nicht zu beunruhigen, sie spähen angestrengt in die verschiedenen Löcher, an denen sie auf ihrem Rundgang vorbeikommen.

Es dauert noch ein paar Minuten, dann sind die tanzenden Punkte im Sichtfeld verschwunden. Ich fasse mir ein Herz und steuere auf das Grüppchen zu, welches sich hinter einer Karte verschanzt hat, die gut anderthalb Quadratmeter messen dürfte. Immer wieder werfe ich misstrauische Blicke über die Schulter, aber der gräserne Hügel verschwindet nicht, beruhigend wiegen sich die Blätter des

Baumes und winken mir zu. Besser ist das, schließlich muss ich irgendwie wieder zurück! Hinter der Karte haben mich drei Augenpaare entdeckt und beobachten, wie ich mich nähere. Misstrauen, Unmut über die Störung, da fühlt man sich doch gleich willkommen. Ich fabriziere ein gequältes Lächeln.

„Schönen guten Tag!“

Die Anführerin ist eine höchstens Ein Meter Fünfzig Große Frau mit einer riesigen Brille, deren untere Ränder völlig verstaubt sind, so dass sie angestrengt durch den oberen Teil des Sichthilfsgerätes schielen muss. Sie mustert mich mit einem Blick, der mir noch mehr als das misstrauische Schweigen ihrer zwei Begleiter zu verstehen gibt, dass ich hier unerwünscht bin. Während die beiden Männer – hager, Mitte Zwanzig, vielleicht Studenten? – sich mit dem Wind um die störrische Karte streiten, die offensichtlich genug von der ständigen Misshandlung hat, auf und davon flattern möchte, zuckt die Nase unter der riesigen Brille nervös auf und ab. Schließlich bequemt sie sich zu antworten.

„Ein guter Tag ist es nicht, denn wir haben noch nichts gefunden, und ein schöner Tag ist es auch nicht, denn sie halten uns mit ihrem unerlaubten Eindringen davon ab, dem Tagesziel näherzukommen. Genau genommen entferne ich mich mit jedem Satz, den ich hier umständlich formulieren muss, von der Lösung der mir auferlegten Aufgabe.“

Das alles, während sie mich ansieht, als wäre ich ein verfaulter Fisch. Ich hebe abwehrend die Hände.

„Ich verstehe, ich verstehe, ich will auch nicht lange stören, wirklich. Ich wünschte, ich könnte Ihnen einen guten Grund für mein Hiersein nennen, jedoch...“

Aprubt wird mein Versuch, es ihr artikulatorisch gleichzutun von einer energischen Hand aus der Luft gepflückt und sie bedeutet mir schroff, ihr zu folgen. Die Studenten, die die Karte jetzt mit vereinten Kräften auf den staubigen Boden gerungen haben, bleiben zurück und bedenken mich mit giftigen Blicken. Ich habe keine Zeit, eine Grimasse zu ziehen, denn der Vortrag der Dame beansprucht meine gesamte Aufmerksamkeit, zusätzlich zur ständigen Gefahr, in ein frisch ausgehobenes Erdloch zu fallen.

„Also, beginnen wir mit den Grundlagen.“ Sie deutet auf eine



Grube, die schon etwas älter zu sein scheint. Die Erde ist nicht mehr dunkel, sondern von ihrem unfreiwilligen Ausflug an die frische Luft bereits mürbe und hell geworden. Ich beuge mich vor und spähe hinein. Drinnen liegen, ordentlich aufgebahrt und abgestaubt, fünf funkelnde Kugeln. Jede ist ungefähr so groß wie ein Volleyball. Sie scheinen ein Set zu bilden, denn in Form und Volumen gleichen sie sich, nur die Farben sind unterschiedlich. So ordentlich nebeneinander aufgeschichtet machen sie den Eindruck, als hätte sie jemand genau an den ihnen vorbestimmten Platz gelegt. Wie in einem Computerspiel, in dem der Held beispielsweise seine Fähigkeit verbessern kann, mit glitzerndem Schwert effektiv einen Drachen zu durchbohren. In diesem Spiel kann man dann ein Menü aufrufen, in dem sich fünf Leerstellen befinden, direkt neben dem Bezeichner der Fähigkeit: Effektives Durchbohren eines Drachen mit dem Schwert. Im Verlauf des Spiels werden sich die Leerstellen mit Kugeln füllen, genau wie die, die ich gerade mit großen Augen vom Rand der Grube aus anstarre. Jede Kugel bedeutet Fortschritt, bedeutet 20 Prozent mehr Schaden, bedeutet mehr Agonie im Leib des Drachen, bedeutet mehr Haltung in der Pose des ausführenden Schwertkämpfers. Wenn alle fünf Leerstellen aufgefüllt sind, leuchtet die Schrift daneben einmal silbern auf, das heißt dann soviel wie: Maximale Fertigkeit erreicht, hier kannst du nichts mehr verbessern.

„Grundlagen?“ ich traue mich nicht, die Dinger zu berühren, so betrachte ich nur andächtig die fünf verschiedenen Farben, die, von einer unbekanntem Energiequelle genährt, mir aus den Kugeln entgegenstrahlen. „Sowas wie Mut, Ehre, Tapferkeit...?“ Es sind keine Grundfarben, soviel ist sicher. Meine Begleiterin schüttelt nur ungeduldig den Kopf, begleitet von einem leisen Ächzen geht sie in die Hocke und greift beherzt in die Grube hinein. „Keine Tugenden. Grundlagen. Hier...“ sie hält mir vorsichtig eins der leuchtenden Dinger unter die Nase.

Aus einem smaragdfarbenen Grün mit leichtem Stich ins Blaue kristallisiert sich im Inneren des Objektes ein Schriftzug heraus. Die Worte QUELLE formen sich vor meinen Augen. Ein im Entstehen begriffener Fluss. Ewiger Anfang, was danach kommt, ist an diesem Ort unwichtig, nur die Freude zählt, wenn dem durstigen Wanderer das Quellwasser über die vertrockneten Finger sprudelt,

wenn die verkrusteten Kontinentalplatten aufbrechen und sich heiße Lava über die Felder ergießt, wenn die Himmel rauschen und es beginnt zu regnen, wenn die Sterne lachen, wenn Berlin anfängt zu tanzen, wenn man sein Kind in den Armen hält, wenn...

RESERVOIR. Purpurnes Leuchten aus kristallener Kugel. Zwerge, die im Inneren eines großen Berges Gänge aushöhlen, um Schätze darin zu lagern. Sie befestigen die Tunnel mit Balken, die Jahrtausende halten werden. Die Techniken, mit deren Hilfe sie weitverzweigte Gangsysteme anlegen, sind kompliziert und werden seit Jahrhunderten auf dem Sterbebett an die nächste Generation weitergegeben. Der Berg und die Zwerge sind eins, denn sie haben das gleiche Ziel.

BLOCKADE. Erdfarben. Die Kugel scheint aus Ton zu bestehen, von ihr geht eine feuchte Kälte aus. In ihrem Inneren sehe ich Venedig, wie es unaufhaltsam auf den Grund des Meeres sinkt. Die Gondolieri verteidigen verzweifelt ihre Kähne, stoßen die Touristen, die sich an den Rand klammern, mit langen Stangen zurück, der Schlamm schluckt die klagenden Schreie derer, die von wirbelnden Fluten in die Tiefe gezogen wurden. Doch ein paar Keller sind noch trocken. Emsige Baumeister eilen von Stein zu Stein, von Fuge zu Fuge, kitten hier, schmieren dort ein wenig über, dichten ab, kalbfatern und treiben jeden Tropfen der Flut wieder zurück nach draußen. Hinter ihnen drängen sich unter warmem Licht die Schutzsuchenden zusammen, die Blicke hoffnungsvoll auf die Mauern gerichtet, die das tödliche Wasser abwehren.

VERBINDUNG. Hellblaue Blitze zucken über einen mattschwarzen Hintergrund, wo sie sich treffen, irrlichern für ein paar Sekunden Bilder in der Dunkelheit. Ein Händedruck, warm und innig. Ein Faustschlag ins entsetzte Gesicht eines alten Mannes. Eine Porzellantasse, die über den Rand eines Schreibtisches kippt. Ein Android schließt sich an eine Steckdose an und kann endlich wieder sehen. Über dem blauen Planeten geht die Sonne auf.

Die letzte Kugel ist so leicht, als wäre sie hohl. Ihre Oberfläche spiegelt mir mein verdutztes Abbild aus der Handfläche entgegen. Hinter mir strahlend blauer Himmel. Ich sehe aus wie ein ganz durchschnittlicher Mensch. Jedoch, bei näherem Hinsehen

entdecke ich Besonderheiten, da, an der Schläfe, oder die kleine Erhebung rechts überhalb des Wangenknochens. Genau genommen, je länger ich hinsehe, komme ich zu der Erkenntnis, dass...

„Jetzt gib schon wieder her!“ sie musste mir das Ding aus den Händen reißen. Schüttelt tadelnd den Kopf, als sie den spiegelnden Ball wieder an seinen Platz in die Grube legt. „Da hast du wohl ein bisschen zuviel drin gesehen, wie? Nun ja, niemand ist in Perfektion auf diese Welt geboren worden.“ Bevor ich etwas erwidern kann, führt sie mich weiter, den sehnsüchtigen Blick, den ich zur Grube zurückwerfe, ignoriert sie. Wir nähern uns einem Zelt, aus diesem tarnfarbenen Stoff, aus dem die Behausungen und Bekleider der amerikanischen Armee in Hollywoodfilmen bestehen. Sie hält mir schweigend den Durchgang auf und ich trete unter der Zeltplane hindurch ins Innere. Hier ist es schummrig, Licht wird nur durch ein in die Zeltwand eingelassenes Fenster aus Plastik hereingelassen. Das Plastik ist dick und macht aus den grellen Sonnenstrahlen ein mattes Leuchten, angenehm für die Augen, aus dem sich Aufbauten schälen, wie ich sie ebenfalls aus Filmen kenne.

„Ich lasse dich allein. Bis später.“ Sie ist wohl gegangen, aber ich achte nicht richtig darauf, zu fasziniert bin ich von den verschiedenen Pinnwänden, die hier aufgestellt sind. Sie sind vollgeheftet mit Fotos, Notizen und Querverweisen. Ist das die wissenschaftliche Aufarbeitung dessen, was diese Leute hier ausgegraben haben? Ich denke nicht. Meine Zweifel werden zur Gewissheit, als sich meine Augen genügend an das Dämmerlicht gewöhnt haben, um die Anschläge auf der ersten Tafel lesen zu können.

In der Mitte befindet sich ein Blatt, ausgedruckt. Ein Artikel von Wikipedia. Die Links, die man in der digitalen Form anklicken konnte, sind verkommen zu abgehackten Querverweisen, die dem Betrachter suggerieren, hier geht es weiter in ein anderes Medium.

**Liebe** (von [mhd.](#) *liebe* „Gutes, Angenehmes, Wertes“) ist im engeren Sinne die Bezeichnung für die stärkste Zuneigung, die ein [Mensch](#) für einen anderen Menschen (auch zu einem Tier u. a. m.) zu empfinden fähig ist. Der Erwidern bedarf sie nicht.

Im ersteren Verständnis ist Liebe ein mächtiges Gefühl und mehr noch eine innere Haltung positiver, inniger und tiefer Verbundenheit zu einer Person, die den reinen Zweck oder Nutzwert einer zwischenmenschlichen Beziehung übersteigt und sich in der Regel durch eine tätige Zuwendung zum anderen ausdrückt. Hierbei wird nicht unterschieden, ob es sich um eine tiefe Zuneigung innerhalb eines Familienverbundes („Elternliebe“, „Geschwisterliebe“) handelt, um eine enge Geistesverwandtschaft („Freundesliebe“) oder ein körperliches Begehren („geschlechtliche Liebe (Libido)“). Auch wenn letzteres eng mit Sexualität verbunden ist, bedingt sich auch in letzterem Falle beides nicht zwingend (zum Beispiel sogenannte „platonische Liebe“).

Darunter hat irgendjemand sehr respektlos BLAH! gekritzelt, trotzdem nimmt der Artikel die zentrale Stelle auf dieser Tafel ein. Von ihm ausgehend schließt sich eine Reihe Fotos an, kreisförmig angeordnet wie die Korona einer Sonne. Jedes Foto ist ordentlich mit einer Reißzwecke am Kork des Pinnbrettes befestigt.

Auf diesem Bild laufen zwei Frauen durch einen Park. Ich erkenne den Schlosspark Sansoucci. Sie halten sich an den Händen. Die eine erzählt etwas, ihr Mund ist geöffnet, ihre freie Hand greift in einer Geste nach oben, als wolle sie unsichtbare Früchte aus der Luft pflücken. Ihre Haare bahnen sich in einer verstrubbelten Mähne einen Weg den Rücken hinunter. Der Blick ihrer Begleiterin ist aufmerksam auf die Handbewegung gerichtet, dabei bahnt sich auf den blassen Zügen ein Lächeln an, was in ein paar Sekunden dieses ermüdete Gesicht mit einem zufriedenen Strahlen verschönern wird. Der Fotograf muss aus einem Busch heraus fotografiert haben, denn das Bild wird von ein paar überdimensional großen Zweigen eingerahmt.

Auch das nächste Bild kommt mir bekannt vor. Ein junger Mann sitzt auf einer Treppe. Seine Kleidung ist verschmutzt. Es ist eine Großaufnahme, man sieht nur seinen in die dreckige Jacke gehüllten Oberkörper und einen Ausschnitt der Steinstufen, auf

denen er sitzt. Die blutunterlaufenen Augen stieren angestrengt auf das Handy in seiner Handfläche. Er scheint etwas einzutippen, mit dem Zeigefinger. Obwohl er aussieht, als wäre er soeben aus einem Mülleimer gekrochen, ist er nicht im Mindesten müde. Hochkonzentriert starrt er auf das Display des elektronischen Gerätes, als würde sein Leben von der Eingabe abhängen, die er gerade vornimmt.

Derselbe junge Mann in einer anderen Situation. Er reicht eine Tasse Tee in Richtung des diffusen Abbildes einer älteren Person mit einer Gitarre auf dem Schoß. Das Ganze macht den Eindruck eines Rituals, das Gesicht der Person, die wenige Momente nach dem Schnapsschuss die Teetasse entgegennehmen wird, ist nicht zu erkennen.

Dieses Bild ist vergilbt, es muss älter sein als die anderen. Es ist schon fast sepiafarben, erinnert an den Effekt, den ein Designer erzeugt, wenn sein Plakat dem Kunden suggerieren soll, bei diesem Whiskey handle es sich um eine seit Jahrhunderten bestehende Traditionsmarke. Ein Junge sitzt auf einer Fensterbank. Er hat den Kopf auf der Rechten abgestützt und schaut hinaus. Man sieht nicht, was er anschaut. Doch es muss ihm gefallen, denn er lächelt und scheint nicht zu bemerken, dass er fotografiert wird. Das Fensterbrett ist merkwürdig abgerundet, als hätte der formgebende Architekt sich bei alten Science Fiction Filmen inspirieren lassen.

Dieses Foto zeigt eine mir unbekannte Situation. Ein stämmiger Mann, der im Moment des Schnapsschusses durch eine Türe tritt. Er hat eine dunklere Hauttönung als ich, einen Dreitagebart, dunkle Augen. Auf diesem Foto ist er keine erfrorene Leiche auf dem Operationstisch im Keller des Polizeirevieres, und auch keine blutige Leiche auf dem Fahrersitz eines VW Polos. Er ist sehr lebendig. Müde, aber erfreut. Er hat soeben eine Tasche abgestellt und ist im Begriff, die Arme auszubreiten. Wohl, um jemanden zu begrüßen. Bestimmt den Fotografen, denn der Blick ist genau in die Linse gerichtet. Er erinnert mich an Odysseus, nach monatelanger Irrfahrt wieder zu Hause angekommen. Und weil er

Iraner ist und kein Grieche, entkommt er den Konsequenzen dieses Vergleichs mühelos und es finden sich keine Verräter, die seine Familie versklaven, sondern nur das freudige Gefühl, endlich wieder daheim zu sein.

Die anderen Fotos kenne ich alle nicht. Der junge Mann, wie er ein längliches Bündel in einen Fluss wirft. Eine Frau, die mir bekannt vorkommt, sie liest eine SMS auf ihrem Handy. Eine Hochzeit, die beiden Spaziergängerinnen ganz in Weiß auf einem Boot in Venedig, die eine steckt der anderen einen Ring auf die Hand, die nun nicht gestikuliert, sondern für einen Moment stillhält. Die Bundeskanzlerin, sie hält eine Rede auf dem Platz einer Kleinstadt und lächelt gewinnend in die Kamera, um sie herum ein Meer aus aufmerksam lauschenden Gesichtern. Ein halbnackter Mann, auf seinem Oberarm prangt ein tätowiertes Hakenkreuz, er hat ein Kaninchen auf dem Schoss und scheint ihm aufmerksam das Fell zu pflegen. Ein ägyptischer König, der von mindestens fünf Dienern umsorgt wird, ein bestechend schöner Knabe verarztet hingebungsvoll eine alte Wunde am unteren Bauchbereich. Eine Gruppe von Menschen, ich erkenne sie fast alle, ist mit einem Raumschiff auf einem fremden Planeten gelandet. Das muss die Venus sein. Sie stehen einem Eingeborenen gegenüber, der sie mit vulkanischem Gruß willkommen heißt. Seinen länglichen Rattenhals schmückt eine riesige goldene Uhr an einer Kette.

Ich kann nicht sagen, wieviel Zeit in diesem Zelt verstrichen ist, weil mir der Zeitbegriff irgendwo nach dem dritten Foto abhanden kam. Es gab noch weitere Pinnwände mit anderen Fotos, Lebensläufen, Listen. Detaillierte Anmerkungen zu den dargestellten Personen. Ihren Vorlieben und Ängsten, den kleinen Macken, die sie im Laufe ihres Lebens gesammelt haben. Ich sah Handlungsstränge und Verwicklungen, Twists und Abzweigungen, Rückbezüge und Bedeutungen. Ich hoffe, ich habe mir alles merken können.

Im Moment bin ich mal wieder damit beschäftigt, in die Sonne zu blinzeln, nachdem mich die Professorin, ich nenne sie in Ermangelung eines richtigen Namens mal so, wieder abgeholt hat.

Die Rauchwolke am Horizont hat sich verdichtet, ist zu einer Front geworden, die den Blick in diese Himmelsrichtung verdunkelt. Meine Führerin ist aufgeräumt, nicht richtig nervös, doch es ist klar, dass ich mich verdünnisieren sollte. Sie lässt ein paar dezente Hinweise fallen, dass ich nicht wirklich anwesend sein wolle, wenn sich die Rauchwolke über das Lager lege, und ich beschließe, diesen Umstand zu akzeptieren. Also verabschiede ich mich von ihr, ein warmer Händedruck, will ihr danken, doch sie verdreht nur seufzend die Augen zum Himmel und scheucht mich davon.

Auf dem Hügel wiegt sich der Baum im Wind. Es ist auf einmal ziemlich zugig hier und ich bin froh, dass ich heute Morgen daran gedacht habe, eine Jacke mitzunehmen. Das Loch ist noch da, gottseidank. Einen letzten sehnsüchtigen Blick auf die Ausgrabungsstätte, dann hole ich tief Luft und steige erneut in die Dunkelheit hinunter. Das Pfeifen des Windes verfolgt mich eine Weile, doch je tiefer ich steige, desto leiser wird es. Ich sehe nichts, überhaupt nichts. Ich hatte nicht wirklich erwartet, das Universum wiederzufinden, das ich auf meinem Hinweg durchquerte, aber diese völlige Dunkelheit ist entnervend. Schlimmer noch, ich habe das Gefühl, als würde ich mit jedem Schritt, den ich tiefer mache, einen winzigen Teil dessen vergessen, was ich erlebt habe. Als wäre irgendwo ein Loch in meinem Schädel und die Dunkelheit würde Tropfen um Tropfen alles herausaugen, was sich dort angesammelt hat. Das muss aufhören, sofort! Hastig greife ich in die Tasche und setze mir die Sonnenbrille auf die Nase, keine sehr logische Handlung, wenn man auf einer Treppe im Dunkeln steht, doch die letzten Tage haben mich gelehrt, dass Logik in meinem Fall selten zum Ziel führt. Na bitte. Die Brille filtert nicht nur Sonnenlicht, sondern auch Dunkelheit heraus. Ich sehe jetzt, dass ich mitnichten durch einen leeren Raum laufe. Vielmehr befinde ich mich auf einer Wendeltreppe, die sich spiralförmig nach unten schlängelt. Ich muss aufpassen, nicht herunterzufallen, denn sie hat kein Geländer. Sie bildet eine Säule, die sich aus einer hölzernen Deckentäfelung in einen riesigen Raum hinunterwindet. Dieser Raum ist voller Bücher. Korrektur, der Raum besteht aus Büchern, und ein findiger Architekt es geschafft, auf die Wände aus Büchern,

die Korridore aus Büchern umschließen, welche zwischen Bücherinseln hindurchführen, die Holzdecke zu setzen, aus der mir besagte Wendeltreppe den Weg nach unten bahnt. Ich atme auf, als meine Füße festen Boden berühren. Aus welchem Material der beschaffen ist, kann ich nicht sehen, weil ein dicker schwarzer Teppich meine Schritte abfedert. Es ist so still hier, dass ich automatisch leiser trete.

Bloß nicht zu laut atmen.

Die Bücher starren mich an, schweigend, beredt, bedrohlich.

Ich bin ganz offensichtlich ein Eindringling.

Die Luft ist schwer und gibt unwillig nach, als ich mir mit vorsichtigen Schritten meinen Weg bahne, an schwartigen Einbänden vorbei, über die verstaubten Borsten des Teppichs hinweg, durch einen langen Korridor. Ich schiele ab und zu auf ein paar der Einbände, traue mich aber nicht, stehenzubleiben und zu lesen. Die Exemplare dieses Ganges sind alle unheimlich alt. Die wurden gedruckt, da war mein Großvater noch ein vager Gedanke im Kopf eines französischen Soldaten. Hoffentlich haben sie kein Problem mit der Globalisierung und dem allgemeinen Zusammenwachsen der Völker. Als Produkt des modernen Zeitgeistes, ob ich das jetzt gut finde oder nicht, fühle ich mich unwohl unter diesen Mahnmalen vergangener Tage, die, wenn sie wollten, mich mit einem leichten Schwanken des Bücherregals und der darauffolgenden Textlawine auslöschen könnten. Besser, ich starre nicht zu auffällig und trete vorsichtig auf.

Der Gang macht eine Kurve - Endlich! - und reißt ein paar Meter weiter vorne in eine Leseinsel auf. Ein Tisch, der gemacht scheint, um ein mittelalterliches Gelage zu präsentieren, dominiert die Szene mit eichenhölzerner Strenge. Über ihm hängt ein Kronleuchter von einem Gestell herab, welches beunruhigende Ähnlichkeit mit den Aufbauten hat, wie sie in grauer Vorzeit benutzt wurden, um verurteilte Straftäter daran aufzuhängen. Ein Balken, ein Querbalken und einer schräg, um das Gewicht des Erhängten, hier: des Kronleuchters, abzustützen. Diese Konstruktion ist notwendig, weil sich die Decke der Bibliothek geschätzte zwei Kilometer über dem Erdboden befindet und so ein eher unpraktisches Hilfsmittel darstellt, um eine Beleuchtungsmöglichkeit zu schaffen. Der Leuchter klirrt und



klimpert in einem leisen Luftzug, als ich aus dem Büchergang trete. Die Kerzen sind elektrisch, stirnrunzelnd verweile ich bei dieser anachronistischen Besonderheit, dann fällt mir auf, dass ich nicht mehr alleine bin.

Am Tisch, vergraben zwischen Bücherstapeln verschiedener Form und Größe, die langen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, das Gesicht in angestrengte Falten gelegt, sitzt die Sternenfrau und liest. Ich halte den Atem an. Ihre Augen strahlen Hitze aus. Da, wo andere Menschen Pupillen haben, befinden sich bei ihr zwei lodernde Sonnen, die die Buchstaben aus dem Buch, was aufgeschlagen vor ihr liegt, magnetisch anziehen, aufsaugen. Fast tut mir das Buch leid, ich bilde mir ein, die Schreie der Worte zu hören, die von diesen unersättlichen Augen verschlungen werden, immer mehr und mehr, denn sie liest hochkonzentriert und arbeitet sich in einem Affentempo durch die Seiten. Ein Kribbeln überzieht meine Schultern, und ich spüre mich einem Nervenzusammenbruch nahe, endlich wieder ihre Augen, weine ich? Ich hätte nicht mehr damit gerechnet, sie noch einmal sehen zu dürfen.

In diesem Moment, von der langen Suche verstört, müde um die bücherstarrende Ecke eines Ortes gebogen, der nicht existieren kann, in der Bewegung zum stummen Zeugen ihres konzentrierten Blicks erstarrt, bin ich der glücklichste Mensch des Universums. Hätte ich noch einen Funken Verstand bei mir, dann würde ich nicht sonderlich erfreut in die nähere Zukunft blicken. Aber mein Verstand ist vollauf damit beschäftigt, die Daten weiterzugeben, mit denen meine entzückt jauchzenden Sinnesorgane das Hirn überfluten.

Sie ist hier! Sie ist hier!

Ich habe sie gefunden!

Alles wird gut.

Der Kronleuchter klimpert mit schwerem Kristallgehänge vor sich hin, die Sekunden dehnen sich, schaffen Raum, in welchem ich ungestört zusehen kann. Ist mir egal, ob ich verbrenne.

Hoffentlich sterbe ich. Es kann keinen Moment mehr geben, der so perfekt ist wie dieser. Alles passt zusammen, die Bücher dröhnen um uns herum, atmen Jahrtausende gespeichertes Wissen aus, ihr Blick trennt Fakten von Unsinn, Wissen von Trivialem, Spreu von

Weizen, Blutkörperchen, Protonen, Sternenstaub, vermischt alles in einem rasch drehenden Wirbel, in den ich mit Freuden hineinspringe, um ein Teil davon zu werden. So unvollkommen bin ich! So entsetzt von meiner eigenen Nichtigkeit, von meiner Anmaßung, ihr nahezu kommen, ihrem Blick mein eigenes, lächerliches Urteilsvermögen nebenanzustellen – wie könnte ich dem gleich sein? Ich muss vernichtet werden, muss zersetzt werden in Einzelteile, um beim nächsten Mal, wenn das Universum würfelt, wenn Gott einatmet um neues Leben auszuhusten, besser zu sein, kein Fehler im System, sondern ein Ausdruck, der dem gleichkommt, was ich mit angehaltenem Atem aus ihren Augen aufsauge. Mein Gesicht ist so heiß, als würde es schmelzen. Als sie schließlich den Blick hebt, versagen mir die Knie, denn der Ausdruck hinter ihren Augen, ich kann ihn nur schwer sehen und jede Sekunde verbrennt meinen Geist zu Asche, ist unendlich traurig. Ich weine, ich weiß nicht, was ich tun soll, um sie zu trösten, bin ich etwa schuld an ihrer Trauer, das kann nicht sein, doch nicht wegen mir, ich bitte dich, ich bitte Sie, ich bitte! Doch nicht wegen mir! Wortlos, meine Hand zittert, reiche ich ihr die Brille. Als sie sie aufsetzt, will ich sie ihr wieder herunterreißen, doch bin wie erstarrt, als wäre mit dem Verdecken ihrer Augen alles aus meinem Körper gefahren, was Bewegung verursacht und hätte nur eine Hülle aus Schlacke hinterlassen. Ich spreche, aber ich fühle meine Lippen nicht, vielleicht denke ich auch nur und wir kommunizieren telepathisch. Was macht das schon für einen Unterschied, wenn ich ihre Augen nicht mehr sehen kann?

„Ich habe dich gefunden.“

„Ja.“

„Hast du mich erwartet?“

„Natürlich. Ich bin froh, dass du da bist.“

Die nächsten Worte wollen nicht so richtig heraus, irgendwo im Rachenbereich klemmt es.

„Wirst du mich verlassen?“

Ihr Lächeln ist so sanft, dass ich es nicht aushalten kann, ich konzentriere mich auf das Buch, was uns am nächsten liegt, eine zugeklappte Ausgabe von *Djamilia*. Panisch suche nach etwas trockenerem, Abhandlungen über Quantenschaum wären gut, oder

Newtons *Principia Mathematica*, irgendwas! Sie wartet geduldig, bis ich sie wieder ansehen kann.

„Du wirst es überleben.“

„Das ist...“ Unfair. Grausam. Blödsinnig. Vollkommen unlogisch. Ich habe sie doch gerade erst gefunden! „Das glaube ich nicht.“ Es kommt alles darauf an, wie ich argumentiere. In diesem einen Moment, als würde ich eine SMS schreiben, ein Signalfeuer absenden, jetzt zählt es, ich muss handeln, sie überzeugen, sie binden, etwas sagen, dass sie zum Stocken bringt, diesen Ausdruck von Entschlossenheit aus ihrem sonnenbrillenbedeckten Gesicht wischt, mir Zeit gibt, wenn nicht jetzt, wann dann? Los doch.

„Ich kann dich nicht gehen lassen.“ So ein Schwachsinn, klingt wie *Vom Winde verweht*, mit jeder Silbe verhaspele ich mich mehr, spüre ich, wie die Mauer zwischen dem, was ich will und dem, was ich formulieren kann, ins Unendliche wächst.

„Bleib... ich meine, warum? Lass mich nicht allein, okay?“

Mit einer energischen Handbewegung unterbindet sie mein Gestotter, fast bin ich froh, dass sie mir den Mund verbietet, in zwei Sekunden läge ich wohl auf den Knien und wäre über jedes bisschen Menschenwürde hinaus, und doch ist es genau das, was ich tun muss, ich will nicht, dass sie geht. Sie geht aber. Es gibt nichts, was ich daran ändern kann. Für einen Moment schwankt die Mauer, bricht es zwischen getönten Backsteinen und kalfaterten Nischen aus mir heraus.

„Das ist vollkommen unsinnig! Ich meine, ich habe wirklich alles gegeben, verstehst du? Ich habe Freunde verloren, ich habe mein Hirn geopfert, ich habe das Universum durchquert, nur um dich zu finden! Und jetzt, jetzt willst du einfach gehen? So geht das nicht, so geht das wirklich nicht!

Ich brauche dich! Ich kann die Geschichte nicht fertigschreiben, wenn du nicht da bist, ich kann nicht leben, wenn du fehlst, ich kann nicht mal atmen, wenn ich nicht weiß, dass du in ein, zwei Tagen wieder an meiner Türe stehen wirst und auf diese unnachahmliche Art ‚Hallo!‘ zu mir sagst. Wie soll ich morgens aufstehen, wenn ich weiß, dass du irgendwo auf der Welt existierst, aber mich nicht mehr besuchen kommst? Wie soll ich das Aldimonster bekämpfen, vergiss das Aldimonster, wie soll ich existieren?! Was für einen Sinn hat das alles, wenn du mich

verlässt?“

In dem Stil geht es noch eine ganze Weile weiter, bis mir die Puste ausgeht. Schwer atmend tauche ich meine Seele in ihr sanftes Lächeln, sie lässt mich ausreden, ausatmen, auslaufen. Dann küsst sie mich. Ihre Lippen sind spröde, meine Lippen sind zerbissen, der Kuss zieht irgendetwas aus meinen Eingeweiden nach oben und die Bibliothek beginnt, unruhig hin und herzuschwanken. Nach ein paar Sekunden zieht sie sich zurück.

Ich schaue ihr nach, wie sie sich umdreht und geht.

Ihre Gestalt wandelt zwischen den Bücherwänden entlang, einen langen Korridor, in den schräg das fahle Licht einfällt, welches die Bibliothek aus unbekannter Quelle erhellt. Rechts und links von ihr stehen Einband an Einband, eine Mauer aus Buchstaben, die sich unendlich lange dahinzieht, in der Ferne zu einem Punkt verschmilzt.

Ich beobachte, wie sie sich langsam, sicheren Schrittes, von mir entfernt, bis sie in diesen Punkt eingetaucht ist, und sich für immer aus meiner Welt verabschiedet hat.

Zurück bleiben die dicken Bücher. Ein leises Summen in meinen Ohren. Dicker Staub auf den Einbänden auf dem Tisch.

Ich betrachte prüfend den Aufbau, an dem der Kronleuchter hängt. Sicher ist hier ein brauchbares Seil aufzutreiben. Wollen doch mal sehen, ob man das Gestell nicht wieder seinem ursprünglichen Zweck zuführen kann. Doch während ich in der Umgebung herumstolpere, ist mir schon klar, dass ich das nicht tun werde. Es würde nicht funktionieren. Entweder würde der Balken brechen, oder das Seil aufgehen, oder sonst irgendetwas unwahrscheinliches passieren. Mir ist es nicht bestimmt, hier zu sterben, sonst hätte es diesen Abschied nicht geben müssen. Mir ist es bestimmt, hier unter dem Tisch liegen, wie ein Hund zusammengerollt, und mir die Seele aus dem Leib zu jaulen. Das mache ich jetzt mal.

„Ich glaube, er ist nur ohnmächtig.“

„Vorsicht, Alter, ganz ruhig! Der Krankenwagen ist unterwegs.“

Das freut mich. Was mich weniger erfreut, ist, dass ich mich nicht bewegen kann. Meine Augen sind voller Blut und es stinkt nach Schweiß und Pisse. Meine Beine sind feucht. Und eingeklemmt.

„Kann das Ding nicht explodieren?“

„Ich hoffe nicht, Mann! Red' keinen Scheiß.“

Ich versuche, was zu sagen, was zu sehen, was zu hören. Ich höre Sirenen, sehe: Blauen Himmel mit roten Spritzern, gähnend starrende Glaszacken in einem verbeulten Rahmen. Und ein Lenkrad, was mir auf die Brust drückt, es besitzt keinen Airbag, weil das hier ein altes Modell ist. Zwischen Glaszacken und blauem Himmel steigt eine Rauchsäule empor. Ich kann nichts besonders Intelligentes gesagt haben, denn die Gesichter, die mich durch den Rahmen und Rauch anstieren, sehen irritiert aus.

„Äh. Ja, bestimmt.“

„Scheiße, ist der durch.“

„Da hinten kommen sie, ich hol die mal her.“

Die Fahrt ins Krankenhaus ist erschreckend unspektakulär. Nachdem ich ein paar Mal in eine Maske geatmet habe, fühle ich, dass mit meinem Körper alles in Ordnung ist. Das bestätigt mir auch die Ärztin, die mir ein paar Pillen verschreibt, ein paar blaue Flecke abtastet, ein paar Mal beruhigend zuredet. Ich höre sowieso nur zur Hälfte hin. Meine Kopfschmerzen lichten sich erst gegen Nachmittag, als ich aus dem Bus steige und entkräftet durch das Treppenhaus wanke. Die Wohnung neben meiner steht leer, wie schon seit Jahren, vermute ich. Ob da je wieder jemand einzieht? Naja, mir kanns egal sein, ich ziehe sowieso bald aus hier. Es stinkt nach Müll, als ich über den Balkon zu meiner Wohnungstüre laufe. Der alte Mann hebt seinen Kopf von der Mülltonne, und starrt missbilligend nach oben. Wer bin ich auch, solchen Krach zu machen. Ich lächle ihm zu und öffne dann meine Türe.

Die Wohnung gähnt mich verlassen an. Die Vorhänge sind zugezogen, es fällt nur wenig Licht durch den dicken Cordstoff ins Innere meines bescheidenen Zuhauses. Die uralte Couch schmiegt sich behaglich in die Ecke gegenüber des Fernsehers. Auf dem Fensterbrett steht so eine Pflanze von IKEA, ein Ficus, der sich seit Jahren beharrlich weigert, zu sterben. Kettcar läuft in seinem Käfig auf und ab, knabbert zufrieden an einem Futterbrocken, den er sich zwischen die Vorderpfoten geklemmt hat. Für eine Ratte ist er ziemlich zahm, und so toleriert er es kommentarlos, dass ich ihn begrüßend durch das Gitter mit dem Finger anstube.

Ich öffne mit schmerzenden Armen die Vorhänge. Warmes Sonnenlicht

fällt herein, durch das gekippte Fenster zwitschern ein paar Vögel.

Auf dem Tisch steht der Laptop. Ein Druck auf die Leertaste erweckt ihn aus seinem Ruhezustand. Ich setze mich hin und beginne damit, die beste Geschichte des Universums zu schreiben.